Hans Ruckstuhl, Albert Egger, Gottfried Keller
Paul Holenstein, Werner Hörler

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Bis heute sind erschienen:

Nr. 1	Egger	Bei den Höhlenmenschen
Nr. 2	Egger	Bei den Pfahlbauern
Nr. 3	Ruckstuhl	Die letzte Legion
Nr. 4	Ruckstuhl	Wodan regiert
Nr. 5	Egger	Divico
Nr. 6	Ruckstuhl	Die Glaubensboten
Nr. 7	Ruckstuhl	Zinstag im Kloster
Nr. 8	Ruckstuhl	Zwei Gulden und ein Sechser
Nr. 9	Ruckstuhl	Der Fronvogt ruft zum Burgbau
Nr. 10	Ruckstuhl	Schilde krachen - Lanzen splittern
Nr. 11	Ruckstuhl	In der Zunftstube
Nr. 12	Ruckstuhl	Der Spielmann zieht durchs Land
Nr. 13	Ruckstuhl	Saumzug über den Gotthard
Nr. 14	Egger	Das Bauernvolk steht auf
Nr. 15	Egger	Der schwarze Tod
Nr. 16	Egger	Niklaus von der Flüe
Nr. 17	Keller	Hans Waldmann
Nr. 18	Ruckstuhl	Als die Dukaten rollten
Nr. 19	Keller	Johann Rudolf Wettstein
Nr. 20	Keller	Ulrich Zwingli
Nr. 21	Egger	So lang noch eine Ader in uns lebt
Nr. 22	Ruckstuhl	Tagsatzung zu Baden
Nr. 32	Keller	Konrad Escher von der Linth
Nr. 34	Keller	Henri Dufour
Nr. 37	Keller	General Hans Herzog
Nr. 38	Holenstein	Henri Dunant
Nr. 39	Keller	Louis Favre
Nr. 40	Hörler	Henri Guisan

Einzelpreis 35 Rappen - Die Reihe wird ergänzt und fortgesetzt

verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

mumu Archiv Museum Muttenz

1

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Albert Egger — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Bei den Höhlenmenschen

In altersgrauer Vorzeit

Lange Zeit glaubten die Leute, die ersten Bewohner unseres Landes hätten an den Seen gewohnt, in Häusern, welche auf Pfählen gebaut waren. Dann aber kamen Berichte aus vielen Ländern von interessanten Fundstücken. In Höhlen wurden Knochen gefunden von Elefanten und Mammuts, die man zu ganzen Skeletten zusammensetzte. Ferner fand man Ueberreste des wollhaarigen Nashorns und des Rentiers. Zwischen den Knochen lagen, und das waren die merkwürdigsten Fundstücke, zahlreiche Feuersteinwerkzeuge, deren Bearbeitung durch Menschenhände deutlich zu erkennen war. Die Forscher gruben den oft meterhohen Schutt in den Höhlen ab und entdeckten Reste von Feuerstellen, die ganz gewiss von Menschenhand angelegt worden waren. Auch in der Schweiz fand man im Jura und im Kanton Schaffhausen solche Höhlen. Die Forscher wussten nun, dass lange vor den Pfahlbauern die Höhlenmenschen in unserem Lande gelebt hatten.

In Spanien fand ein Mann in einer tiefen Höhle ein reiches Lager an Feuersteinwerkzeugen, gemischt mit Knochen und Zähnen von Hirsch, Urochs, Bison und Wolf. Die Höhlendecke aber war bemalt mit Bildern. Schwarz und braun schienen sich die gehörnten Tiere im Schattenspiel der Lampe zu bewegen. Es war eine ganze Herde an die Decke gemalt. Fast gleichzeitig entdeckte man auch in Frankreich Höhlenbilder mit menschlichen Darstellungen. Ein französischer Forscher stiess bei Ausgrabungen auf fünf Menschenskelette, die zwischen Steinwerkzeugen und Tierknochen lagen. Jetzt konnten sich die Naturforscher ein Bild dieser Menschen formen.

Wildkirchli — Drachenloch — Wildmannlisloch

1904 kam ganz unerwartet die Kunde, dass in den Wildkirchlihöhlen im Säntisgebiet Spuren einer menschlichen Siedelung gefunden wurden. Mehrere Meter tief musste der Forscher Dr. Bächler den Boden der Wildkirchlihöhle abgraben, da stiess er auf eine Menge Bärenknochen. Darunter waren auch einige ganz erhaltene Schädel. Ausserdem wurden Steinscherben gefunden, die unmöglich von der Decke der Höhle heruntergefallen sein konnten. Es handelte sich um Gesteinsstücke, die nur aus dem viel tiefer gelegenen Lande unterhalb des Säntisgebirges stammen konnten. Eines war sicher, weder Gletscher noch Wasser hatten diese Quarzsteine in die Höhle hinaufgebracht. Es mussten Menschen gewesen sein. Höhlenmenschen aus der Höhlenbärenzeit.

Dreizehn Jahre nach den Entdeckungen in der Wildkirchlihöhle stieg der Lehrer Theophil Nigg am 7. Juli 1917 von Vättis aus hinauf zur Drachenlochhöhle, die 2445 Meter über Meer liegt. Lassen wir ihn selbst erzählen, was er dort oben fand: „Durch das Felsentor gelangten wir in den ersten Höhlenraum, eine weite, bis zu fünfeinhalb Meter breite, über acht Meter hohe und 27 Meter lange Halle. Im Hintergrund zeigte sich ein kaum halbmeterhoher Einschlupf zu den hinteren Höhlenteilen. Wir zündeten nun die mitgenommene Karbidlampe an, drangen kriechend in den Einschlupf vor und erreichten die zweite, etwas kleinere Höhlenkammer. Da der Boden hier aus schuttfreier, fast staubigtrockener Erde bestand, setzte ich den Spaten an, um ein Probeloch auszuheben. Und siehe da: Sofort kamen Knochen zum Vorschein und Zähne, aus denen ersichtlich war, dass es sich nicht um Reste von Haustieren, sondern um Raubtiere und zwar um Bären handeln konnte. Die Funde wurden nach St.Gallen dem Wildkirchliforscher Dr. Bächler geschickt, und nach zwei Tagen kam Bescheid: Höhlenbär."

Während sieben Sommern arbeiteten nun die beiden Forscher zusammen und fanden neben einer Unmasse von Knochen eine Feuerstelle. Wo Feuer, da waren Menschen! Nach sorgfältigen Grabungen konnten die Forscher mit Sicherheit feststellen, dass es sich um einen urzeitlichen Feuerherd handelte. Aus der Kohlenschicht hoben sie angebrannte Knochen des Höhlenbären.

Die Beweise, dass in dieser Drachenlochhöhle Menschen gelebt haben mussten, mehrten sich. Man fand Knochenwerkzeuge, Jagdgeräte und weitere Feuerstellen. Durch diese Funde konnte manches aus dem Leben der Höhlenmenschen enträtselt werden. Höhlenmenschen mussten auch im Wildmannlisloch, einer weit abgelegenen, heute kaum mehr bekannten Höhle an der Nordseite des Selun gelebt haben. Auch hier waren es Menschen, welche die tägliche Nahrung durch Jagd auf die Höhlenbären suchten. Eines wird aber für immer im Dunkeln bleiben. Niemand weiss, wohin diese Menschen vor der letzten Vereisung der Alpen verschwunden sind.

Aus den Tagen der Wildkirchli-, Drachenloch- und Wildmannlislochmenschen soll das nachfolgende Geschichtsbild erzählen, damit wir wissen, wie sich das Leben in der grauen Eiszeit abgespielt hat.

★

Dicht zusammengedrängt sass die Sippe in einem hinteren Raum der Höhle. Es waren gegen vierzig Menschen. Die Männer bildeten eine Gruppe für sich, es waren untersetzte Leute mit schwarzen Haaren, bekleidet mit Bärenfellen, die bis an die Knie reichten. Arme und

Füsse waren nackt. Ganz nahe an einem lodernden Feuer sassen die Frauen, manche trugen kleine Kinder auf den Armen, welche die Augen rieben und weinend zu blinzeln versuchten. In der Höhle lagerte ein beissender Rauch.

Ein paar Kinder spielten und lärmten in der Höhle herum. Da die Männer ernsthafte Jagdgespräche führen wollten, wurden die Buben und Mädchen mehrmals zur Ruhe gemahnt. Doch half alles Schimpfen nichts, bis die Frauen sie heranriefen und beschäftigten. Zwei Mädchen mussten getrocknete Beeren (ähnlich unseren Weinbeeren) zerlesen und die guten von den schlechten trennen. Ein anderes bekam eine Schüssel voll gedörrter Pilze, hier mussten die schwarzgewordenen und zerbröckelten Stücklein herausgesucht werden. Ein alter Mann, der infolge seiner Gebrechen nicht mehr an der Jagd teilnehmen konnte, zeigte zwei Buben, wie man ein Feuer anfacht. Mit einem Feuersteinmesser bohrte er ein enges Loch in einen Holzstrunk. Da hinein steckte er einen Holzpfahl und drehte ihn mit grosser Schnelligkeit. Durch die Reibung entstand eine kleine Flamme, welche durch Auflegen von trockenem Laub zu einem Feuerlein aufflackerte. Am Boden kniete ein Bursche, der rieb mit Eifer zwei Hölzer aneinander. Auch hier entstand durch Reibung Wärme, dann ein kleines Räuchlein. Schliesslich wurde die Glut mit Pilzzunder zu einer Flamme entfacht. Nur durch häufige Uebung gelang es, auf diese Art das Feuer zu gewinnen.

Dann zeigte der Grossvater den lernbegierigen Buben, wie sie aus Waldreben Schlingen erstellen könnten zum Vogelfang. Das wollten die Buben gleich ausprobieren und bekamen Streit. Der grosse stiess den kleineren mit dem Kopf an die harte Kante eines Felsvorsprunges, die Wunde blutete stark. Da holte eine Frau ein Wundkraut, klopfte das Blatt, bis der Saft heraustropfte und legte es auf die klaffende Wunde. Der Knabe, der den Unfall verursacht hatte, wurde fortgeschickt, um Wasser zu holen. Von der Höhle führte ein Pfad zu einer nahen Quelle, welche das ganze Jahr hindurch genügend Wasser lieferte. Das Tropfwasser in der Höhle diente nur im Notfall. Einen klobigen Wasserkrug auf dem Kopf tragend, kämpfte sich der Junge durch einen Gewittersturm. Er war völlig durchnässt, als er mit dem vollen Krug in die Höhle zurückkehrte. Nun durfte er auch an das Feuer sitzen, um sich zu wärmen und zu trocknen.

Da die Höhlenmenschen noch keinen Ackerbau und keine Haustiere kannten, sich nur als Sammler und Jäger betätigten, so mussten die Frauen und Kinder in der Zeit, da die Männer oft tagelang auf der Jagd weg von der Höhle waren, Beeren sammeln, essbare

Wurzeln ausgraben, Rinden schälen, Heilkräuter suchen und das übrig gebliebene Fleisch räuchern. Der lange Winter verlangte viele Vorräte, die ständig wieder nachgesehen werden mussten und in einer grossen Felsnische aufbewahrt wurden.

Auf einen etwas erhöhten Platz setzte sich eine Frau, die Urahne der versammelten Sippe. Schneeweiss fielen die langen Haare weit über die Schultern, mager waren die braunen, runzeligen Arme, aber lebendig die tiefliegenden Augen. Das spärliche Licht erzeugte in den Gesichtern der Leute und an den Wänden der Höhle ein gespenstisches Schattenspiel, es liess aber auch allerhand Gegenstände erkennen. In einer Ecke, wo es ständig von der Decke tropfte, sass ein alter Mann hinter einem Stein, auf dem er einen Klumpen Lehm zu einer plumpen Schale formte und dabei den Lehm immer wieder netzte. Mehrere solcher schüsselartiger Töpfe standen nebeneinander. Sie mussten immer wieder neu erstellt werden, weil diese Höhlenmenschen das Härten des Lehms im Feuer noch nicht verstanden. Aexte aus Stein lehnten am Felsen, ein Knirps versuchte vergeblich, eine Keule aufzuheben. Wurfspiesse aus Holz mit Steinspitzen, zerbrochen und ganz, reichten bis zur Decke der Höhle. Der schwache Lichtschein vermochte auch den Eingang zu einer weiteren Höhlenkammer zu erhellen. Hier war die Luft trocken und nicht von Rauch geschwängert. Bärenfelle lagen auf dem etwas sandigen Boden, es war die geräumige, gemeinsame Schlafkammer der Höhlenbewohnerfamilien.

Von der Schlafkammer führte ein schmaler Gang weiter ins Berginnere hinein. Ein grosser Steinblock verwehrte den Weg und liess nur einen engen Durchschlupf frei. Der Eintritt in diese innerste Höhlenkammer war nach dem Tode des Anführers bis zur Wahl eines neuen Sippenführers nur der Urahne gestattet. Inmitten dieses Raumes stand eine Feuergrube, die sorgfältig von Steinen umrahmt war. Auf fusshoch aneinandergereihten Steinplatten rings um die Höhle lagen Bärenschädel, umgeben von zahllosen Knochen. Der Boden war teilweise übersät mit Bärenknochen. In diesem Raume, gleichsam einem Heiligtum, hatte der älteste Sohn der Urahne vor drei Monden zum letzten Male dem Jagdgott geopfert. Er war ein gescheiter, in der ganzen Sippe wegen seiner überlegenen Kraft und fuchsschlauen Jagdlist geachteter Mann. Nach dem Opfer waren die Männer ausgezogen zur Bärenjagd. Sie kamen zurück ohne ihren Anführer. Ein alter Höhlenbär, den sie schon lange wegen seiner Mordlust vergeblich gesucht hatten, war dem Anführer auf einem schlüpfrigen Felsband begegnet. Der Mann hatte sich für einen Augenblick überraschen lassen, und schon hatte ihn der Bär mit

AM B

einem furchtbaren Tatzenhieb in die Tiefe geschmettert. Trauer und Schmerz der Männer ob dem schweren Verlust waren am sofortigen Abbruch der Jagd schuld. Schrecklich hatte die Urahne ausgesehen, als die Männer ohne Beute zurückkamen, aber auf einer Bahre von Aesten ihren ältesten Sohn zurückbrachten.

„Der Höhlenbär hat hundert Pfade zum Jagen, hundert Quellen zum Trinken, hundert Höhlen zum Schlafen und die Kraft von hundert Männern zum Kämpfen", rief sie feierlich, „aber unsere Männer werden ihn finden und den Tod meines Sohnes rächen!"

Darauf wurde der Tote unter einem Steinhügel beigesetzt und schwere Steine darüber gewälzt, damit kein Tier die Leiche herausscharren konnte.

Im Kreis der Männer wurde von der nächsten Jagd gesprochen. Sobald der heftige Regen nachlassen und die Sonne hinter dem grossen Berge die ersten Strahlen in die Höhle senden würde, wollten sie zur grossen Bärenjagd ausziehen. Die Steinmesser waren zugehauen, die Wurf- und Schlagkeulen bereit. Obwohl die Leute nur ein grosses Ziel kannten, den Mörder ihres Anführers zu töten, war es dringend nötig, Fleisch für die zahlreichen Mitglieder der Familie herbeizuschaffen. Dazu boten ihnen Steinböcke, Gemsen, Murmeltiere, Schneehasen und Füchse willkommene Jagdbeute. Grössere Buben tummelten sich im nahen Wildwasser und waren stolz, ein paar zappelnde Fische heimbringen zu können.

Einer der Männer, eben fertig mit dem Zurichten eines knorrigen Knüttels, erzählte: „Ich bin eine halbe Sonne (halbe Tagereise) nach den Spuren unseres Feindes herumgestreift. Mitten in einem Kiefernwald traf ich auf einen Felsen, der unten ausgehöhlt war und einen guten Unterschlupf bot. Vor dieser Grotte sah ich eine breite Tatzenspur, die nur von einem alten Bären herrühren konnte. Unweit von diesem Felsen stand ein Eichbaum, an dem die Rinde abgekratzt war. Und hier entdeckte ich diese Bärenhaare." Er zeigte ein ganzes Büschel brauner Haare. „Ich legte mich auf die Lauer," sprach der Jäger weiter, „doch nirgends erschien ein Bär. Dann flog plötzlich ein Eichelhäher über mir kreischend seine Kreise. Ich wusste, dass der Bär gewarnt war."

Noch eine Weile sassen die Männer zusammen. Dann legten sie sich in ihrer Schlafkammer zur Ruhe und deckten sich mit Bärenfellen zu. Um die Berge toste der Sturmwind. Doch davon spürten die schlafenden Höhlenbewohner nichts.

Weisse Birkenstämme strebten aus dem schier undurchdringlichen Dickicht in die Höhe. Nebelfetzen lösten sich auf im Unterholz. Leise

Geräusche von knackenden Aesten und Vogelrufe durchbrachen die morgendliche Stille. Die Jäger legten sich auf den Anstand. Mit angefeuchteten Fingern hatten sie die Windrichtung festgestellt und versteckten sich so, dass der Bär auf seinem Wechsel sie nicht wittern konnte. Zwei Männer stiegen auf eine knorrige Fichte, andere verbargen sich hinter dem Felsen oder legten sich ins Gebüsch. Plötzlich wurden die Jäger aufmerksam durch das Kreischen eines jungen Bären, dem das Brummen eines ausgewachsenen Tieres antwortete. Nach einiger Zeit näherte sich ein breiter Schatten. Es war der alte Bär. Hinter im trollten sich zwei mollige Bärlein. Sobald der Bär den Rand einer kleinen Lichtung betreten hatte, reckte er den Kopf in die Höhe und witterte nach allen Seiten. Es war ein übermannshohes Tier mit mächtigen Pratzen. Völlig beruhigt liess sich der Bär wieder auf alle Viere fallen und schaute den Kleinen zu, welche sich mit Wohlbehagen auf dem Boden wälzten. Dann bewegte sich der Bär in Richtung der Jäger und blieb unter einem Baume stehen, auf dessen untersten Aesten einer der Männer stand. Aufgeschreckt durch einen herabfallenden Fichtenzapfen richtete sich der Bär auf und entdeckte den Mann, der im selben Augenblick den Holzspiess mit der Steinspitze nach dem Bären warf. Ein fürchterliches Gebrüll erdröhnte, der verwundete Bär umklammerte in seiner Wut den Baum. Er kratzte und biss die Rinde ab und wollte den gut armdicken Stamm zu Boden drücken. Den Steinwurf eines Jägers beantwortete der Bär mit einem bösen Brummen. Wie der Baum sich langsam zu senken begann, stürzte ein beherzter Jäger hinter dem Fels hervor und zertrümmerte mit einem wuchtigen Schlag der schweren Holzkeule den Schädel des Tieres, das lautlos zur Erde sank. Kreischend krallten sich die kleinen Bären in das schwarzbraune Fell des toten Tieres. Sie wurden gefesselt mit Hautriemen. Reich mit Beute beladen kehrten die Jäger in ihre Höhle zurück.

Jubelnd empfingen die Frauen und Kinder die Heimkehrenden. Ein paar freche Buben balgten sich gleich mit den gefangenen kleinen Bären, welche in wenigen Tagen ganz zahm waren, dann aber über dem Feuer gebraten wurden. Sofort musste der alte Bär enthäutet werden. Das gab viel Arbeit für die Männer und Frauen. Mit dem gebrochenen Wadenbein eines Höhlenbären, das als Fell-Löser diente, wurde die Haut sorgfältig vom Fleisch getrennt. Die abgetrennten Häute verarbeitete man zu Kleidungsstücken und Schlafmatten.

Schon diese Höhlenbewohner kannten die Kunst, die Haut geschmeidig zu erhalten. Die Unterseite des Felles wurde mit Fettstoffen eingewalkt und mit Knochenstücken lange gerieben. So

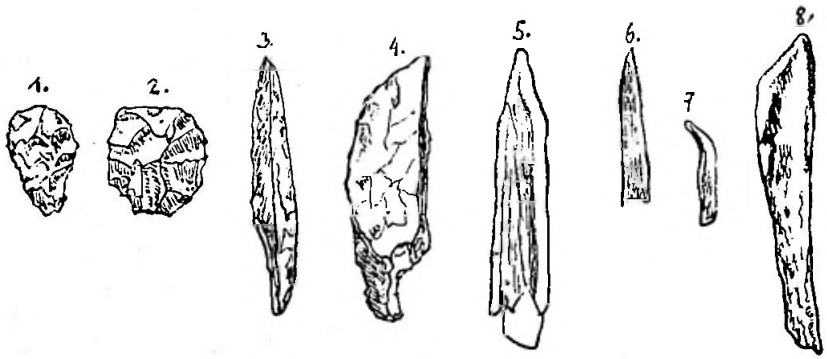
wurden diese ganz einfachen Kleider sogar wasserdicht. Für die spätere Notzeit räucherten die Höhlenbewohner die geeigneten Stücke der gejagten Bären.

Das Fest der erfolgreichen Jagd aber wurde gefeiert beim Schmaus der schmackhaften Bärentatzen. Nachdem das Mahl beendet war, da begab sich die Urahne der Sippe mit dem glücklichen und tapferen Jäger, welcher mit seiner Keule den Bären erlegt und damit den Tod des Anführers gerächt hatte, in das hinterste Gemach. Dort wurde der Kopf des erschlagenen Bären aufgestellt.

Im Schein des glimmenden Höhlenfeuers noch erzählten sich die Männer Jagdgeschichten. Der Bärentöter erhielt feierlich den Wolfspelz umgehängt. Noch ehe die Sonne gänzlich hinter dem Berge versank, hatte die Sippe wieder einen Anführer.

Die abgebildeten Steine und Knochenwerkzeuge bedeuten:

1. Faustkeil, 2. Schabestein, 3. Steinmesser, 4. Steinklinge, 5. Fell-Löser aus Knochen, 6. Schabknochen, 7. Ahle, 8. Reibknochen



Arbeitsaufgaben:

1. Suche Steine, die als Werkzeug dienen könnten.
2. Wir errichten in einer nahen Höhle unseres Wohnortes eine Feuerstelle.
3. Sammelt alles in den Wäldern, was die Höhlenbewohner zur Ernährung brauchten. Beeren, Hagebutten, Holzäpfel, Buchnüsse usw.
4. Wir zeichnen die in der Geschichte erwähnten Tiere und reden davon.
5. Formt Töpfe aus Lehm.
6. Das Tagewerk eines Höhlenmenschen.
7. Die Höhlenkinder mussten nicht in die Schule. Wie vertrieben sie sich die Zeit?

2

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Albert Egger — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Bei den Pfahlbauern

Auf Jagd und Fischfang

„Teno, Teno! zurückkommen!" Ula, das Pfahlbauermädchen rief durch die hohlen Hände in den See hinaus, wo ihr Bruder fischte. Sie entdeckte ihn nicht, vielleicht war er irgendwo hinter hohen Schilfstauden verborgen. Gerne wäre sie auch im Einbaum mitgefahren, doch die Mutter hatte es nicht erlaubt, es war ihr zu gefährlich, denn Teno war ein waghalsiger Bursche. Er konnte schwimmen wie ein Hecht, und man wusste nie, was er für verwegene Sachen anstellen würde. Doch diesmal hätte sich die Mutter nicht ängstigen müssen. Teno fischte im Karpfenloch. Er hatte einen ganz neuen Angelhaken aus Hirschhorn hergestellt. Der war mit einem kleinen Widerhäklein versehen. Das war eine Geduldsarbeit gewesen und ausserdem eine ganz gute Idee, nun konnten die Fische den Köder nicht einfach mehr abstreifen, oder den im Maul befindlichen Angel wieder hinauslassen. An einer Schnur hatte er einen Stein und den neuen Angel befestigt. Ganz klar war das Wasser, er konnte sehen, wie sich in der Tiefe die Fische als dunkle Schatten faul bewegten. Kaum war der Köder in der Nähe eines Fisches, biss dieser blitzschnell an. Teno wäre im ersten Augenblick schier übergekippt und ins Wasser gefallen, so zog der

Kerl an der Angelschnur. Doch mit der Zeit ermüdete der wild um sich schlagende Fisch, und der Knabe konnte ihn ins Schiffchen ziehen. Kurz bevor Ula ihm rief, stöberte Teno im Schilf noch ein Wasserhühnernest auf. Die aufgescheuchten Vögel flatterten weg, und Teno schoss einen aus der Luft herunter mit dem Pfeil. Tot klatschte der Vogel aufs Wasser. Der junge Jäger riss den Pfeil aus dem Körper und legte die Beute zum gefangenen Fisch im Vorderteil des Schiffes.

Geschickt ruderte er den Einbaum seines Vaters ans Ufer und band ihn fest. Ula nahm Fisch und Wasserhuhn und eilte zur Mutter in die Hütte. Teno aber ergriff den Speer mit der Harpune, den Bogen und die Schilfrohrpfeile und gab auch besonders acht auf seinen neuen Angelhaken, auf den er richtig stolz war. Er wollte ihn seinem Vater zeigen.

Kurze Zeit später ertönten Jauchzer aus dem Wald, der sich bis nahe ans Ufer erstreckte und nur einen schmalen Streifen Acker- und Grasland freigelassen hatte. Es regte sich im dichten Unterholz, ein Hund rannte herbei und sprang an Teno hinauf mit freudigem Gebell. Auf einer schmalen Lichtung - es war ein mühsam ins Dickicht gehauener Weg - erschienen Männer, in Felle gekleidet. Zwei kräftige junge Burschen trugen einen mächtigen Hirsch. Sie hatten seine Füsse zusammengebunden und eine Stange durchgestossen, die sich unter der schweren Last bog. Dahinter schleppten zwei andere einen wilden Eber, dem das Blut aus den aufgerissenen Lefzen floss. An den mächtigen Hauern klebten Gras und Erde. Reich war die Beute der heutigen Jagd. Teno durfte beim Ausweiden der Tiere helfen. Er holte messerscharf geschliffene Schulterknochen von erlegten Tieren. Damit wurde die Haut sorgfältig vom Fleisch gestreift. Das war eine Arbeit, welche grosse Fertigkeit verlangte und nur von ganz geübten Leuten ohne Verletzung der Tierhaut gemacht werden konnte. Bald sassen die Männer in den Hütten beim Mahle, das ihnen die Frauen auf dem offenen Feuer bereitet hatten. Teno und Ula gaben keine Ruhe, bis ihnen der Vater von der heutigen Jagd erzählte.

„Teno, du hast mir vor ein paar Tagen Hirschspuren gezeigt im Birkenbächlein. Ich habe den Wechsel dieses Tieres genau beobachtet und fand einen günstigen Jagdplatz. Dort stellte ich heute morgen zwei Männer auf, welche den Hirsch durch Pfeilschüsse aufschrecken und gegen mich jagen sollten."

„Aber Vater, der Hirsch ist doch gefährlich mit seinem grossen Geweih!"

„Sei still, Ula, der Vater hat dafür ein Wurfnetz bei sich," hiess sie Teno schweigen und zuhören.

„Der Wind war uns günstig. Als der Hirsch auf dem von uns gewählten Ort ankam, hielt er einen Augenblick still und röhrte. Da sauste ihm der erste, und gleich darauf der zweite Pfeil in den Leib. Ein dritter traf ihn in die Brust. Mit einem mächtigen Sprung schreckte das verwundete Tier auf, entdeckte mich und rannte in wilden Sätzen auf mich zu. Ich warf das Netz. Der Wurf gelang. Mit gewaltigen Stössen des Geweihs und wilden Beinschlägen suchte sich das Tier zu befreien und das Netz zu zerreissen. Es verstrickte sich immer mehr, und wurde in die Knie gezwungen. In diesem Augenblick sprang ich herbei und schlug ihm das Beil auf den Kopf, dass die Schneide tief eindrang. Dann stiess ich rasch den Dolch in den Hals und trank den ersten Schluck des warmen Blutes. Das gibt uns die Kraft für die weiteren Taten. Der Hirsch war tot."

„Ja, und der Eber, wie ging das?" Alles wollte der Bub wissen.

„Da wir für die Hirschjagd nicht alle Männer benötigten," fuhr der Vater fort, „begab sich der Rest der Mannschaft zur kürzlich gebauten Grube. Und tatsächlich, durch die Hunde aufgestöbert, irrte der mächtige Keiler durch den Wald und raste direkt in die Grube. Dort wurde er mit Speerstichen getötet."

„Vater, ich möchte von diesem Hirsch einen Knochen. Schau, davon mache ich noch mehr solche Angeln."

Der Vater lobte Tenos Arbeit und freute sich über seinen Erfindungsgeist. Ruhe lag über der Pfahlbausiedelung am See. Nur dann und wann bellte ein Hund die helle Mondscheibe am Himmel an. In den Häusern lagen die Menschen auf ihren Lagern, eingewickelt in warme Tierfelle. Auch Teno war eingeschlafen mit einem kleinen Seufzer: „Ach, wenn ich doch schon gross genug wäre, um auf die Jagd gehen zu dürfen. Ich will auch ein Jäger werden wie mein Vater."

Die Arbeit im Haus und auf dem Feld

„Teno, hilf der Mutter im Garten." Es war Ula, die mit strenger Miene dem Bruder den Grabstock in die Hände drückte. Er sollte im Garten die Erde lockern, die Mutter wollte Weizenkörner säen.

„Frauenarbeit, Ula, hab keine Zeit. Ich muss an meinem Bogen eine neue Sehne aus Schafdarm aufziehen," maulte der Junge.

„Du Faulpelz! Du weisst, Mutter hat Rückenweh, und du bist gross und kräftig genug für diese Arbeit."

„Ja, ja, ich komme schon," brummte Teno und dachte dabei an Vaters zornige Blicke, wenn er sich um die Arbeit drücken würde. Dann machte er sich ans Werk und kratzte mit dem Grabstock die Erde im graslosen Landstück auf.

Ula war schon wieder im Haus verschwunden, dessen Wände aus Binsen und Schilf bestanden. Säuberlich waren sie verstrichen mit einem Brei aus Lehm und Spreue. Die Firstbalken waren mit Holznägeln verbunden, und auch das Dach bestand aus einem Flechtwerk von Schilf und Binsen. Fensteröffnungen besass das Haus nicht, dafür war die Türe geöffnet, so dass genügend Licht in die zwei Räume drang. Es herrschte eine mustergültige Ordnung im Haus. Ula hatte viel von ihrer Mutter gelernt und verstand manches von den Hausgeschäften. Sie ging zu der Wand, wo ein Webrahmen gespannt war und zog die Querfäden mit einem fischförmigen Holz zwischen die senkrecht aufgezogenen Längsfäden. Ula verstand es bereits, einfache Muster mit verschieden farbigen Fäden ins Tuch einzuweben. Auf der anderen Seite im vorderen Raum des Hauses brannte Tag und Nacht ein offenes Feuer.

Nach einer geraumen Weile kamen Mutter und Teno ins Haus. Ula hörte, wie die Mutter erzählte:

„Alles Getreide war einmal Gras. Unsere Vorahnen suchten Grassorten, deren Körner nicht sofort verweht wurden. Es mussten Grashalme sein, an denen die Körner fest an der Blütenachse sassen. Deshalb waren nur solche Pflanzen geeignet, die man erst schütteln musste, bis die Körner herausfielen. Damit sie besser keimen konnten und die Wurzeln einen guten Halt fanden, musste man den Boden lockern, so wie du es heute getan hast. Dann legten sie die Körner auf die gelockerte Erde und deckten sie sogar etwas zu, damit sie der Wind nicht verwehen konnte. Aus diesen Körnern sind Pflanzen gewachsen, deren Samen immer grösser und fester wurden. Schliesslich erhielten wir Korn, das wir pressen, mahlen und backen können. So hat es mir meine Urahne erzählt und so verstehen wir die wunderbare Sache des Brotbackens."

Teno hatte der Mutter bei diesen Worten nicht weniger atemlos zugehört wie dem Vater, wenn er von der Jagd erzählte.

Von einem Brett holte die Mutter einen Topf. Es war der schönste Topf im Hause, rotbraun gebrannt und mit schwarzen Schnur- und Stäbchenverzierungen versehen. Sie griff hinein, holte eine handvoll Körner, liess sie durch die Finger rieseln und sagte:

AMB

„Teno, so schönes Korn habe ich noch nie aus unserem Land gewonnen. Es war ein guter Sommer im letzten Jahr. Regen, Wind und Sonne haben uns geholfen. So, und jetzt quetsche mir das Korn, wir müssen Brot backen."

Der Junge schüttete unter dem Vordach Körner auf einen gegen die Mitte etwas vertieften Stein. Mit einem zweiten Stein zerquetschte er sie. Er schaute gut zu, dass kein Körnlein verloren ging. Seit ihm die Mutter das Geheimnis des Brotes erzählt hatte, begriff er die Sorgfalt, mit dem es behandelt werden musste. Das Mehl wurde mit Wasser zu einem Teig zubereitet. Dann ballte die Mutter faustgrosse Klösse und legte sie ganz nahe zur Glut im fensterlosen Vorraum der Hütte. Hier wurden sie regelmässig gedreht, bis sie braun gebacken waren. Der Feuerschein beleuchtete die an den Wänden der Hütte aufgestellten Geräte und Krüge. Es waren teils kunstvoll verzierte Töpferwaren. Sie enthielten Salz, Nüsse, Honig von wilden Bienen, Eicheln, Erbsen. Ein dickbauchiger Topf war vollgefüllt mit Mark, dem wertvollen Fettstoff.

Teno wartete nicht, bis ihm die Mutter einen neuen Auftrag erteilte und schlich davon. Er suchte den Vater, der mit der Herstellung eines neuen Steinbeiles beschäftigt war. Es war ein harter, dunkler Stein, den er auf einer mit Wasser besprengten Sandsteinplatte zurechtschliff. Er rieb den Flusskiesel, bis er zweiseitig eine scharfe Kante besass. Ebenso viel Arbeit aber bereitete das Einsetzen des geschliffenen Beiles in die Holzkeule.

Die Herstellung guter Waffen erforderte viel Geschick, Zeit und Ausdauer. Auch hatte der Knabe die Kraft noch nicht, die Steine scharfkantig zu schleifen. Jetzt zeigte ihm der Vater, wie man eine Knochennadel durchbohren konnte. Die Mutter musste eine solche haben, um die Marderfelle zu einem Oberkleid zusammenzunähen. Zuletzt bat Teno noch um ein Bogenholz. Er hatte einen Riss im Bogen entdeckt, als er die neue Sehne aufspannen wollte. Der Vater suchte aus den Vorräten einen geeigneten, ungefähr zwei Armlängen messenden fingerdicken Eibenstecken. Er bog das Holz, bis es die richtige Spannung besass.

Inzwischen war es Abend geworden. Es schien, als ob die Sonne ins Wasser versinken würde. Die Mutter rief zum Essen. Dann sass man noch eine Weile zusammen. Der Vater erzählte Geschichten. Ula schälte Buchnüsse und die Mutter flocht an einem Körbchen. Dunkelheit breitete sich allmählich über das Land. Im Walde rief ein Käuzchen und ein hungriger Wolf heulte. Der Vater machte seinen Rundgang um die Siedelung, bevor er sich im zweiten, hinteren Raum des Hauses zur Ruhe legte.

Im Kampf für Familie und Siedelung

„Weisst du, warum der Vater ein so besorgtes Gesicht macht und nicht mehr lachen mag?" fragte Ula ihren Bruder.

„Nein, genau weiss ich es nicht. Ich habe nur gehört, dass der Vater etwas von einem Volke erzählte, das eine Pfahlbauersiedelung an unserem See überfallen hat."

Es war wirklich so. Am Vortag war ein Mann eines befreundeten Stammes in einem Einbaum herangerudert. Der Vater hatte alle Männer zusammengerufen. Dann hörten sie den Bericht des Fremden. Männer in grosser Zahl hatten das Dorf des Stammes am Seende überfallen. Gleichzeitig waren sie ganz unvermutet in der Nacht von der Land- und Seeseite in die Siedelung eingedrungen, fürchterlich hatten sie gewütet mit ganz neuen Waffen, die viel schärfer und stärker waren als die Steinbeile, Horndolche und Holzspeere. Die ahnungslosen Leute wurden aus dem Schlafe aufgeschreckt und nur wenigen gelang es, in den dichten Wald zu fliehen. Bevor das räuberische Volk wieder abzog, wurden die Häuser nach Fellen und Pelzen abgesucht und geplündert. Dann warfen sie brennende Fackeln auf die Schilfdächer. Die Siedelung verbrannte, die Hälfte der Einwohner war erschlagen. „Seht euch vor!" schloss der Fremde seinen erschütternden und warnenden Bericht. Dann fuhr er im Boot wieder weg.

Im Rat der Männer wurde vorgeschlagen, an einer geschützten Stelle im Wald eine Landfestung zu bauen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und sogleich zogen die Männer in den Wald. Der von drei Seiten schwer zugängliche und schier unauffindbare Platz für die Zuflucht war bald gefunden und schon krachten die Stämme. Die Frauen buken Fladenbrote, brachten gedörrtes Fleisch und Fett in den Wald und errichteten Lagerstätten. Tücher und Salben zur Pflege allfälliger Verwundungen wurden bereitgestellt. Fleissige Bubenhände brachen Schilfrohre und versahen sie mit Steinspitzen. Ruhig und überlegt befahl Tenos Vater, und alle gehorchten dem weisen und tapferen Mann. Schon am dritten Abend nach der Botschaft des Fremden zog das ganze Dorf in die Waldburg. Zuvor wurden alle Felle und Pelze, wertvolle Tauschmittel der Pfahlbauer, in Sicherheit gebracht. Die Männer hielten Wache.

Die Schaffung einer Fluchtburg hatte sich als nützliche Massnahme erwiesen. Nach wenigen Tagen war das räuberische Volk auch an der Siedelung unseres Pfahlbauervolkes angelangt. Als die kriegerischen Männer niemand vorfanden, pirschten sie im Wald herum und stiessen auf die notdürftig hergestellte Festung. Ein plötzlicher

Pfeilregen empfing die Plünderer, als sie sich anschickten, über die Mauer der Baumstämme zu klettern. Bald war der Angriff abgeschlagen. Eine Reihe der Feinde wälzte sich im Blute. Der Rest floh.

Grosser Jubel begleitete den Abzug der Feinde. Die Männer stürzten aus der Festung heraus und stiessen auf die Leichen der Angreifer. Sie nahmen ihnen die Waffen weg und kamen aus dem Staunen kaum mehr heraus. Statt Steinbeile hatten die Feinde Schwerter, die in der Sonne glitzerten. An ihren Gürteln steckten Dolche. Auch sie waren aus Bronce.

Tenos Vater hatte ja schon davon gehört, aber noch nie eine solche Waffe gesehen oder gar besessen. Auch Aexte lagen herum, mit denen die Feinde die Palisade zertrümmern wollten. Tenos Vater nahm eine scharf geschliffene Axt und hieb mit einem Schlag einen jungen Baum um. Hier lag ein junger, toter Krieger. Schmal waren seine Hände und an einem Finger glänzte ein metallener Reif. Tenos Vater zog ihm den Ring vom Finger. Dann rief er Ula und steckte ihn an ihre Hand. Den Dolch des Feindes aber durfte Teno behalten. Beide jubelten vor Freude und tanzten. Dann aber zog die Sippe mit ihrer ganzen Habe in die Pfahlbausiedelung zurück, glücklich, einer grossen Gefahr entronnen zu sein.

Arbeitsaufgaben:

Seit einigen Jahren sind sich die Gelehrten gar nicht mehr einig, ob es überhaupt Pfahlbausiedelungen, die das ganze Jahr im Wasser standen, gegeben hat. Man fand nämlich heraus, dass sehr viele dieser Siedelungen auf dem Lande gebaut waren. Sie waren höchstenfalls bei Hochwasser vom See unterspült, weshalb sie auf Pfählen standen. Wir wollen uns nicht in diesen Streit einmischen und denken, es habe beide Formen gegeben, Pfahlbausiedelungen, wie man sich früher davon Vorstellungen machte, daneben aber auch eigentliche Landdörfer, zu gleicher Zeit gebaut und mit Menschen aus den gleichen Völkern bewohnt.

1. Wenn wir das wissen, so können wir auch die Vorteile der Land- und Wassersiedelung einander gegenüberstellen.
2. Wir versuchen Listen der in dieser Zeit lebenden Tiere zu erstellen (Haus- und Waldtiere).
3. Welche Getreidesorten und Ackerfrüchte kannten die Pfahlbauer?
4. Die Knaben versuchen ein Steinbeil herzustellen, die Mädchen ein Körbchen zu flechten.
5. Wer bringt den schönsten Bogen in die Schule? Wessen Pfeil fliegt am weitesten? Aber Bogenschiessen nur unter Kontrolle des Lehrers, gelt!
6. Schreibe von den Beschäftigungen der Menschen auf unserem Bild.

3

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Die letzte Legion

Im Schatten der Palisaden eines Wachtturmes am Rhein lagert eine Kohorte römischer Legionäre. Sie haben die Schilde und Wurfspeere zusammengestellt und die eisernen Helme daneben gelegt, mit dem Schanzwerkzeug und den gerollten Mänteln. Ein strammer Centurio schreitet die Gruppen ab. Die schweren, genagelten Lederschuhe dürfen ausgezogen und dafür die leichten Sandalen getragen werden.

„Schluss für heute! Sie greifen wohl erst morgen an, unsere Barbaren. Aber abrücken ins Standlager, das gibts auch wieder nicht! Dort wäre dem Plinius der Siegeslorbeer wohl zu weit weg!" Nero, der lange Veteran, grunzt zufrieden über seine eigene Weisheit und lässt sich im Schatten nieder, um ein Schläfchen zu halten, was alten Kriegern noch immer wohlgetan hat.

Die Sonne steht lachend am Himmel, und der Fluss glänzt im Licht des Frühherbstes. Die Gespräche der Soldaten versiegen, und bald hört man nur noch den schweren Schritt der Posten oben im hölzernen Wehrgang um den steinernen Turm. Sie halten Wacht über die schlafende Schar Ihr Blick schweift über den Rhein und zu den Wäldern hinüber, die wie drohende Mauern dastehen. Hin und wie-

der knackt und raschelt es dort. Sind es Tiere oder Späher der Barbaren, der Alemannen?

Ein junger Legionär stupft Nero in die Seite. „Ach, du bist es, Kleiner! Was willst du denn jetzt schon wieder wissen?"

„Ich möchte erfahren, was eigentlich los ist, Alter. Da sind wir nun in Eilmärschen von Brigantium über Arbor felix und Tasgetium hieher marschiert, nehmen offenbar Quartier in diesem Tenedo, rücken einmal dahin und einmal dorthin, den Barbaren entgegen. Nirgendwo kommt es zum Kampf und mit jedem Neumond spricht man wieder von verbrannten Lagern, zerstörten Siedlungen und niedergemachten Abteilungen!"

„Beim Jupiter! Ein Schluck süssen Dalmatinerweins wäre mir lieber als deine ewige Fragerei! Was wir tun? Der Feldherr stopft Löcher mit uns, mit Plinius und unserer Kohorte wird ein kleines Loch gestopft. Die Grenze gegen die Barbaren hält nicht mehr. Aus Germanien kommen immer neue Stämme und drängen nach Süden. Das da drüben sind die Alemannen. Du wirst staunen, wenn sie ihre Schlachtrufe brüllen. Sie sind von gewaltigem Körperbau und stürzen sich wie wilde Tiere in den Kampf."

„Nero, so sind wir Römer nicht mehr Herren aller Länder? Kann es sein, dass unsere Legionen zerschlagen werden und wir Helvetien aufgeben müssen?"

„Wir waren einmal die Herren der Welt. Das ist aber viele Menschenalter her. Seit die Barbaren den Limes am Danuvius drüben überrannt, Aventicum und Augusta Raurica zerstört haben, konnten wir sie zwar über den Fluss da zurücktreiben, müssen aber froh sein, wenn wir ihn mit den neuen Festungen halten können. Ich fürchte aber, nicht mehr allzulange!"

„Glaubst du, sie werden diese Nacht noch angreifen?" fragt unvermittelt der Junge.

„Möglich! Wir haben Leermond. Falls es Regen ge- - -" Mitten im Satze bricht Neros Rede ab.

Zwar liegen die marschmüden Legionäre noch in tiefem Schlafe. Der Posten auf dem Turme aber bleibt plötzlich stehen. Mit ausgestrecktem Arme weist er zum Pfahlzaun hinüber, der einen Steinwurf weiter westwärts mit einer plötzlichen Biegung der Flusschlaufe folgt.

Neugierig erheben sich die beiden Freunde und stellen sich an die Palisaden. Gleich gewahren sie einen Wächter, der einen heftig widerstrebenden Mann mit beiden Händen gefasst hält. Schon eilt

ihm einer der Legionäre zu Hilfe. „Dacht ich's doch, natürlich ein Spion!" grinst Nero.

Kurz darauf wird der Gefangene vor den Centurio geführt. Zuerst stellt er sich taub und will keine Auskunft geben. Wie ihm aber der Hauptmann mit der deutlichen Gebärde droht, er werde ihn enthaupten lassen, stammelt er allerlei Ausreden. Er kenne sich in der Gegend nicht aus; Neugierde habe ihn über den Fluss gelockt; er hege keinerlei böse Absichten. Darüber brechen die umstehenden Soldaten in schallendes Gelächter aus. „Schön, Bürschchen", lacht Plinius, „zu uns herüber bist du gekommen. Der Weg zurück wird dir weniger leicht sein! Wache -- ab mit dem Kerl ins Kastell!"

Kurz darauf wird die Palisadenwache verdoppelt.

Eine halbe Stunde später mahnt ein kurzes Trompetenzeichen die Kohorte zum Aufbruch.

Die marschbereite Schar bietet einen prächtigen Anblick. An der Spitze marschiert der Feldzeichenträger, ein Soldat in beweglichem Ringpanzer. In geschlossener Kolonne folgen die strammen Reihen der Legionäre. Weithin glänzen die geschulterten Wurfspiesse und die Helme in der Nachmittagssonne. Plinius, der Kohortenführer, reitet auf stolzem Schimmel. Braungebrannt, gefurcht und oft auch zernarbt sind die Gesichter der Legionäre. Nach langen Märschen sind alle froh, ins Kastell einrücken zu dürfen. Zwar haben sie die schweren Eisenhelme vorn an die rechte Schulter gehängt, während sie Essgeschirr, Schanzwerkzeug und die letzten Reste des Proviants an einem Stabe zusammengeschnürt über der Schulter tragen. Schneidig sehen die Offiziere in ihren roten Mänteln aus. Statt wie die einfachen Soldaten rechts, tragen sie die Schwerter auf der linken Seite, an einem besonderen Tragriemen.

Nero, dem langen Veteranen, gehen allerlei Gedanken durch den Kopf. Eigentlich hat er nun schon seine achtzehn Jahre im Römerheere gedient und es wäre an der Zeit, dass er sich auf sein Landgut zurückziehen könnte. Beim Mars, wie lange soll's denn noch dauern, bis er zu seiner wohlverdienten Veteranenruhe kommt? Müssen es denn volle zwanzig Jahre werden, bis er sich in der Nähe von Vindonissa niederlassen kann?

Indessen tauchen in der Ferne die Wachttürme des Kastelltores auf. Bei ihrem Anblick erhellen sich die Gesichter der Legionäre. Längst haben sie ihre Lederbecher leer geschlürft. Hoffentlich haben die Festungsköche für genügend Getränk und anständiges Essen gesorgt! Vielleicht haben sich sogar ein paar Weinhändler auf dem Platze eingefunden . . .

Eine Stunde später belebt breites Soldatenlachen die Kastellhöfe. Die einen haben sich zum Würfel-, die andern zum Brettspiele gesetzt. „Gute Nachricht von Vindonissa!" ruft Nero seinem jungen Freunde zu, „sobald die Trauben reifen, werde ich mein Gut beziehen!"

„Woher die Kunde?" fragt Ursus.

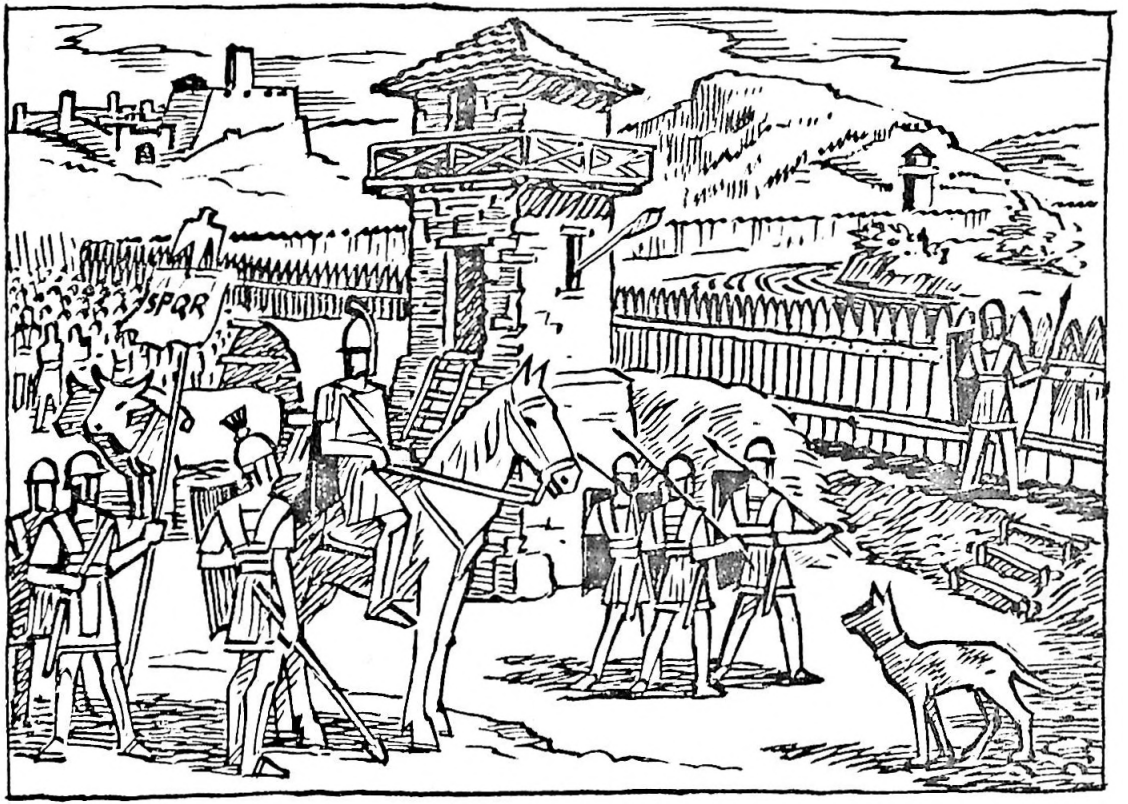
„Vom alten Weinschlauch, dessen Maultiere soeben die leeren Amphoren wegtrugen."

Enttäuscht blickt der junge Legionär einem Händler nach, der mit seinen Tragtieren im Ausgang verschwindet. „Beim Jupiter!" lacht der lange Veteran übermütig, „am Ende kehren jene herrlichen Tage nochmals wieder, da wir in Vindonissa lagen. Welche Sonnenstunden in der Arena!"

Bei diesem Worte horchen die Kameraden auf. Seit Wochen haben ihnen anstrengende Märsche und langweilige Ruhepausen den Dienst verleidet. Da müsste es ein Vergnügen sein, dem alten Spassvogel zuzuhören. „So erzähl doch! Los, Vetter Langbein! Wie war's denn?" stürmen sie auf ihn ein. „Nun denn", beginnt Nero, „wir hatten den Barbaren wieder einmal einen kräftigen Hieb versetzt, der gefeiert werden musste. Lange genug hatte im Amphitheater Stille geherrscht. An jenem Tage aber füllten sich die Ränge bis zum letzten Platz. Die ganze Provinz wollte sich wieder einmal an einer rechten Tierhatz und kunstgerechten Gladiatorenkämpfen ergötzen.

Die erste Nummer eröffnete ein Bär, also ein Namensvetter von dir, Ursus! Erst trottete er schwerfällig und gemütlich herein, dann begann er den Kopf zu schütteln und unwirsch zu brummen. Der Bursche hatte indessen kaum Zeit, sich recht umzusehen. Schon erschienen von der Gegenseite zwei Hunde. Nicht sehr gross, aber von mächtigen Läufen und schrecklichem Gebiss. Hinter ihnen der Führer, der sie gleich auf den schwarzen Gesellen hetzte. Die zwei kannten sich offenbar im Geschäfte aus, denn von Anfang an hüteten sie sich, dem Ungetüm vor die gefährlichen Vordertatzen zu kommen. Sie umkreisten ihn, bald von links, bald von rechts. Auf einmal sprang einer in abgemessenem Sprunge dem Bären auf den Rücken. Ein Biss, dann noch einer! Doch der Zottelbauch liess sich diese Liebkosung nicht gefallen. Er wälzte sich auf den Rücken, um seinen Gegner unter sich zu begraben. Allein, im gleichen Augenblick sprang der zweite Hund dem Bären an die Kehle und durchbiss sie ihm. Hätte er's unterlassen, wäre er nicht zwischen die mächtigen Tatzen geraten und erwürgt worden. Dafür konnte sein Partner sich losreissen und sich als Sieger feiern lassen.

Nachdem die Kadaver weggeschafft waren, folgten weitere Tierhatzen. "


SPQR

„Können wir uns denken", unterbricht Ursus ungeduldig den Erzähler. „Und Gladiatoren?"

„Gewiss, Wundernase! Waren auch da. Sogar zwei Prachtskerle, auf die grosse Summen gesetzt wurden. Der eine ein Gallier. Ein Stier von Gestalt, sage ich euch! Schweren Helm auf dem Kopf, mächtigen Harnisch auf Brust und Rücken. Der andere ein Netzfechter, ein Sarmate. Wendig und leichtfüssig wie eine Gazelle. Nichts auf dem Leibe als einen Lendengurt. In der einen Hand das Netz, in der andern den Dreizack.

Mit vorgestrecktem Schwerte und gebeugtem Nacken ging der mächtige Gallier vor. Keinen Augenblick liess er seinen Gegner aus dem Auge. Der sprang bald auf ihn zu, bald tänzelte er zurück. Kaum vermochten wir den blitzschnellen Bewegungen seiner zackigen Gabel zu folgen. Nur der gelegentliche Aufschlag des Dreizacks auf dem Schilde des Riesen zeigte uns an, wie gefährlich nahe sich die beiden kamen.

Plötzlich führte der Gallier einen raschen Schwerthieb gegen den Sarmaten. Unglaublich schnell aber schoss der Kleine unter dem Schwerte weg, richtete sich auf und warf sein Netz. Allein, der Koloss fing es mit seinem Schilde auf.

Gleich begann der Kampf von vorne. Und wenn auch eine Zeitlang nichts Besonderes geschah — es war eine Augenweide, den Teufelskerlen zuzusehn! Indessen riefen plötzlich ein paar Stimmen: ‚Zum Angriff, Gallier!' Ein Hieb! Aus dem Arme des Kleinen quoll Blut. Jetzt wollte der Riese dem Netzfechter den Todesstoss versetzen. Weit gefehlt! Der Sarmate hatte sich absichtlich einen Augenblick kampfunfähig gestellt. Windschnell wich er zur Seite und stiess dem Riesen den Dreizack zwischen die Beine. Das half. — Der Gallier stürzt, will sich aber gleich erheben. Halt Bursche, das Netz! Schon umfängt es ihn. Und nochmals ein Stoss mit dem Dreizack! Alles Drehen und Winden ist vergeblich. Dem Gallier entfällt das Schwert. Rücklings taumelt er in den Sand. Der Sarmate setzt den Dreizack auf den Hals des besiegten Gegners."

„Und — Tod oder Gnade?" fragt Ursus.

„Gnade natürlich! Wir waren doch nicht in Rom, wo derlei seltene Schaustücke zu Dutzenden geopfert werden konnten. Schliesslich benötigte man den Burschen für das nächste Spiel wieder! Also erhob der kaiserliche Legat die Hand zum Zeichen der Gnade."

Indessen hat sich ein kühler Abendwind erhoben und den Himmel mit Regenwolken überzogen. Die Legionäre beenden darum ihre Spiele und ziehen sich in die Unterkünfte zurück.

Freilich — Plinius, der Kohortenführer, ist beunruhigt. Was man aus dem gefangenen Spion herausgebracht hat, deutet wenig Gutes. Und soweit er sich auskennt, will ihm auch der Witterungsumschlag nicht gefallen. Kein Zweifel — früher oder später wird der kalte Westwind Regen bringen. Ob die Barbaren überm Fluss nur darauf warten? . . .

Dumpfe Hornstösse zerreissen die Stille der Nacht. Pechfackeln beginnen die Kastellhöfe zu erhellen. Regen trommelt auf die Festungsdächer. Gespenstisch leuchten von den Wachttürmen die Signalfeuer. Alarm!

Schlaftrunken fahren die Soldaten vom Lager hoch. Sind sie nicht eben eingeschlafen? Ist Mitternacht? Morgenfrühe? Hufschlag von Pferden wird laut. Dann ein Ruf: „Die Barbaren kommen!"

Drunten am Rheinufer sind inzwischen Tausende von Alemannen gelandet. Auf Flossen, die sie im Ufergestrüpp verborgen hielten, haben sie im dichten Nachtregen über den Fluss gesetzt. Die Finsternis des Leermondes hat ihnen dabei geholfen. Ueberall, wo die Palisaden morsche Stellen zeigen, werden sie durchstossen. Die Patrouillen der Römer, die sich plötzlich von einem übermächtigen Feind umringt sehen, setzen sich tapfer zur Wehr, müssen aber bald erliegen. Und dann beginnen die Barbaren kurzerhand den Pfahlzaun zu übersteigen, trotz Regen und Dunkel. Mit dem rauhkehligen Schlachtruf „Ziu mit uns!" gehen sie zum Angriff über.

Mit Windeseile wird der Alarm von Wachtturm zu Wachtturm getragen. Ueberall flammen die Holzstösse auf. Bald brennen selbst auf den rückwärtigen Warten die Feuersignale, um die drohende Gefahr ins Standlager zu melden. Zu spät!

Was die Führer der Grenzlegionen längst wussten, wird jetzt zum Verhängnis: Rom hat bereits den grössten Teil der Grenztruppen zum eigenen Schutze zurückgezogen, da es sich nach allen Seiten der anstürmenden Feinde erwehren muss. Und selbst wenn der Kaiser die Truppen am Limes belassen hätte, müsste es diesmal zu einem ungleichen Kampfe kommen. Zu gross ist die Zahl der anstürmenden Barbaren.

So sieht sich Plinius bald als kümmerlichen Rest der Grenzlegion den Alemannen ausgeliefert. Mag auch seine Kohorte in kürzester Frist sich sammeln und ausrücken, mögen auch seine Soldaten ein letztesmal auf helvetischem Boden ihre ausgefeilte Kriegskunst zeigen und da und dort Breschen schlagen in die feindliche Front — unter den Hieben der alemannischen Streitäxte müssen die Römer weichen.

Nach einem heftigen, aber aussichtslosen Ringen sehen die Legionäre ein, dass gegen die Uebermacht der Feinde jeder Widerstand nutzlos wird. Sie beginnen zu fliehen. Plinius mit ihnen.

Das Land gehört den Alemannen, endgültig.

Ursus hat seinen Freund nicht wiedergesehen. Der lange Veteran lag unter den Toten der letzten Legion.

Arbeitsaufgaben:

1. Forsche nach Wörtern unserer Umgangssprache, die aus dem Lateinischen stammen! (Wein von vinum, Karren von carrus, Ziegel von tegula usw.)
2. Aus diesen Lehnwörtern geht hervor, auf welchen Gebieten die Römer den Helvetiern Lehrmeister waren (Wohnungsbau, Landwirtschaft usw.). Berichte!
3. Besuche einen Töpfer und beschreibe seine Arbeit! Die Römer waren in diesem Handwerk besondere Meister. (Amphoren, Vasen usw.)
4. Die oberste Einheit im römischen Heer, die Legion, gliederte sich in mehrere Unterabteilungen. Schlage in einem Lexikon nach!
5. Trage auf einem Skizzenblatt der Schweiz die wichtigsten Strassen und Siedlungen der Römerzeit ein!
6. Zeichne einzelne Teile der Legionärsrüstung und setze zum Vergleich die entsprechenden Teile schweizerischer Soldaten daneben.
7. Suche alle Ausdrücke heraus, welche dir nicht geläufig sind und lasse sie dir von Kameraden oder vom Lehrer erklären! Verwende sie in einer Bildbeschreibung!
8. Versuche nach Abbildungen ausgegrabener römischer Theater deren Grundriss zu zeichnen.

4

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Wodan regiert

Es ist ein warmer Herbsttag. Durch den Urwald, den Harzduft erfüllt, wandern zwei Knaben. Sie sind nur mit einem Lendenschurz aus Fellen wilder Tiere bekleidet. Ihre Körper sind von der Sommersonne ganz braun gebrannt. In der Rechten hält jeder seine Frame, die kurzschaftige, lanzenähnliche Waffe, die sie ständig begleitet. Wolfram, der jüngere, trägt in der Linken einen aus Weiden geflochtenen Kratten voll schwarzblau glänzender Brombeeren. Rudolf, der ältere, schleppt in einem unförmigen Rindenstück einen kleinen Wabenberg, gefüllt mit dem Honig wilder Waldbienen. Er will ihn der Mutter heimbringen. Sie wird den Honig im Wasser auflösen, hernach kochen und schliesslich stehen und gären lassen. Das wird Met für die Männer geben. „Ich wette", sagt auf einmal Rudolf, „Vater wird sofort seine Freunde zur Jagd zusammenrufen, wenn wir ihm erzählen, dass wir im Hochbrunnen drei Bären gesehen haben". Wolfram entgegnet nichts auf diese Rede. Zwar spürt er noch einen leichten Schrecken in den Gliedern, wenn er daran zurückdenkt, wie die mächtigen Tiere, nur in Steinwurfweite von ihnen entfernt, plötzlich hinter einer knorrigen Eiche auftauchten. Ein Glück nur, dass der Wind den Tieren keine Witterung von ihnen entgegengetragen hatte! Sonst hätten sie wohl ihre Framen gebrauchen müssen! Dennoch hegt er den brennenden Wunsch, auch einmal wie der älteste Bruder mit den Männern auf die Jagd gehen zu dürfen.

Wie sie so dahinschreiten, haben die beiden gar nicht gemerkt, dass der Himmel sich verdunkelt. Unversehens durchfährt die Lanze eines grellen Blitzes den Wald. Ihm folgt ein krachender Donnerschlag. Sie fangen an zu laufen. Einige Minuten später vernehmen sie kräftige Axtschläge und laute Männerstimmen. Sie sind bei der Rüti angelangt, wo die Männer uralte Bäume fällen, um für eine neue Siedelung Platz zu schaffen. Allein, die Knaben dürfen nicht säumen, denn der Himmel über der bereits ziemlich grossen Waldlichtung droht mit rabenschwarzen Wolken. Bald wird Donar seinen Hammer noch stärker schwingen.

Eben zur Zeit, da der Gewitterregen mit voller Wucht einsetzt, kommen Wolfram und Rudolf zum heiligen Baum, unter dem der Opfertisch steht. Da es ihnen verboten ist, die Opferstätte zu betreten, werfen sie bloss einen scheuen Blick hinzu und laufen weiter, über den Hügel hinunter der heimischen Hofstatt zu. Ein wenig erleichtert atmen sie nun doch auf, als sie durch den Etter treten und die beim Hauseingang aufgesteckten bleichen Pferdeschädel gewahren.

Eine Stunde später sitzen sie um das Herdfeuer, das in der Mitte des einzigen Wohnraumes glimmt. Eine Kienspanfackel, die mit einem eisernen Arm am mittleren Stützbalken befestigt ist, erhellt mit ihrem unruhigen Flackerlicht notdürftig das Haus. Während die Kinder im Kreise um das Herdfeuer kauern, sitzt die Grossmutter auf einer niedrigen Holzbank. Gespannt horcht die kleine Schar auf ihre Reden. Immer noch rast Wodans wilde Jagd über den Hof hinweg. Der Vater ist gleich nach der Ankunft der beiden Knaben zu den Verwandten gelaufen, um sie auf den folgenden Tag zur Bärenjagd aufzubieten. „Hört ihr", fährt die Grossmutter fort, „wie die Seelen der Frevler und Bösewichte heulen und toben?" Aengstlich nicken die kleinen Zuhörer. „Grossmutter", fragt jetzt Wolfram, „was bedeuten denn die vielen Irrlichter, die Rudolf und ich vorgestern auf dem Moore tanzen sahen?" - „Das sind die Seelen der kleinen Kinder, die gleich nach der Geburt sterben mussten und nun nicht zur Ruhe kommen können." Obwohl das Gruseln es schüttelt, will eines der Mädchen doch wissen: „Muss man sich denn so fürchten vor den Toten, Grossmutter?" Bedeutsam nickt die grauhaarige Frau. „Gewiss, als Grossvaters Seele aus dem Körper wich, haben sie ihm Mund und Augen zugedrückt, damit sie nicht mehr in den Körper zurückkehre. Die Türen und die Windluke (und dabei deutet sie auf die oben im Dach angebrachte Lichtöffnung) haben sie weit geöffnet, damit die Seele ungehindert den Weg ins Freie finde. Mit den Füssen voraus hat man ihn hinausgetragen, denn seine Seele sollte den Weg ins Haus zurück nicht mehr finden. Und alles, was er liebte - Waffen, Schild und Mantel, ja sogar sein Ross - haben sie ihm mit ins Grab gegeben. Jedesmal, wenn seine Lieblingsspeise auf den Tisch kam,

hat man ihm seinen Anteil aufs Grab gelegt, denn wir mussten uns seine Freundschaft erhalten. Ja, vor den Toten muss man sich fürchten!" Sie hat kaum geendet, hört man wieder Wodans wilde Jagd ums Haus toben. Es klingt wie unheimliches Gepolter, so dass die Kinder erschrocken auffahren.

Allmählich wird es aber dann doch ruhiger ums Haus. Während der Regen über das Strohdach rieselt, erzählt die alte Frau die herrlichen Geschichten von all den Tieren, nach denen die Kinder ihre Namen tragen: von dem schleichenden Wolf und dem krächzenden Raben (Wolfram), dem plumpen Bären (Bernhard) und dem wilden Eber (Eberhard). Doch schliesslich tritt die Mutter zum Herde. Sie trägt

Der Alemannenzug

wie die Mädchen ein langes Linnengewand, das die Arme frei lässt. Die an ihrem Hals hangende Bernsteinkette leuchtet im Scheine des stark niedergebrannten Kienspans. Sie legt ein mächtiges Holzstück in die Herdglut und häufelt sorgsam Asche darüber, damit ja das Feuer, das man vor Zeiten mit einer Fackel vom heiligen Hain der Ahnen herübergebracht hat, nicht erlösche. „Vater wird bald zurückkommen", sagt sie. „Legt euch nun schlafen!" Eines nach dem andern hüllt sich in die Decken und Pelze des einfachen Lagers, das auf dem lehmigen Boden der Hütte ausgebreitet liegt. „Ob wohl Vater morgen einen der Bären als Beute heimbringen wird?" geht

es Wolfram noch durch den Sinn. Dann überfällt bald auch ihn ein erquickender Schlaf.

Am frühen Morgen erhebt sich die Mutter als erste vom Lager, denn ihr liegt die Hauptlast der Familiengeschäfte ob. Sie facht in dem aus Steinen geschichteten Herd Feuer an, um darüber das kräftige Habermus zuzubereiten. Hierauf geht sie in die Nebenhütte, wo sie die Mägde weckt. Auch den Knecht Flavus, einen römischen Sklaven, ruft sie in der Ziegenhütte vom Lager auf. Aller harrt heute eine Menge Arbeit, müssen doch die Hülsenfrüchte im Gemüsegarten und das wohlgeratene Obst geerntet werden, dessen Pflege Flavus ausgezeichnet versteht.

Um Mitternacht schon hatte sich das Gewitter in die Ferne verzogen. Jetzt, da die Sonne strahlend über dem Bühlwald aufsteigt, herrscht bereits lebhaftes Treiben im Gehöft. Selbst der Hausherr, der die letzten Tage manchmal tatenlos am Herdfeuer gelegen hatte, steckt schon in seinen langen Leinenhosen. Eben schlüpft er in das Wams, schnallt dann den breiten, reichverzierten Wehrgurt um, befestigt das Kurzschwert in der metallbeschlagenen Lederscheide und legt die aus Eberzähnen aufgereihte Halskette um. Schliesslich fügt er um das Handgelenk noch eine wertvolle Armspange, an der ein goldenes Schmuckstück hängt. Seine Füsse stecken in groben, haarigen Schuhen, die aus einem einzigen Lederstück bestehen und mit Riemen festgeschnürt sind.

Auf dem Hofplatze vernimmt man rauhe Männerstimmen und Hundegebell. Die Jagdgenossen, des Hausherrn Gesippen und Gäste, lauter Reckengestalten, kommen an. Sie sind alle mit Schwert und Speer ausgerüstet. Trotzig blicken ihre himmelblauen Augen. Das sorgfältig gepflegte, rötliche Haupt- und Barthaar, das einige mit einer aus Holzasche und Ziegentalg zubereiteten Salbe gefärbt haben, gibt ihnen das Aussehen furchtloser Krieger. Laut begrüssen sie jetzt den Hausherrn, der am Eingang des Hauses erscheint. Der hat indessen noch ein viereckiges Wollstück, den allen Germanen unentbehrlichen Mantel, um die breiten Schultern geworfen.

Sobald Bernhard, Wolframs ältester Bruder, mit dem Jagdhorn erscheint, nehmen die Männer Abschied. Ausser dem Kriegshandwerk erachten sie die Jagd als das Liebste und Ehrenvollste; sie brennen darauf, auch diesmal eine wackere Beute nach Hause zu bringen.

Während der Vater mit den Genossen auf die Jagd zieht, erleben Wolfram und Rudolf eine besondere Freude. Einer von Vaters Verwandten hat seinen Sohn Eberhard mitgebracht. Nun darf dieser den Tag mit den beiden Knaben verbringen. Weil Eberhard das erstemal hier ist, beschliessen die drei, einen Rundgang durch den Hof zu unternehmen.

Zunächst erregt die neben der Hofstatt stehende römische Ruine Eberhards Aufmerksamkeit. Zwar ist nur noch ein Teil der steinernen Mauern übriggeblieben. Einige kleine Fensterlöcher gähnen ins Leere. Oben auf den Mauerresten haben sich Bäume und Sträucher angesiedelt. Während Rudolf das gestrige Abenteuer mit den Bären erzählt, klettern die Buben ins Innere der Ruine. „Ja, und wie habt ihr euch denn vor den Bestien gerettet?" will Eberhard wissen. „Gerettet?" entgegnet Rudolf. „Wodan sei gedankt, dass wir's nicht tun mussten. Die Bären sahen uns gar nicht und trotteten in der uns entgegengesetzten Richtung davon." - „Worüber ihr natürlich froh gewesen seid", ergänzt lachend Eberhard. „Wär's dir etwa anders ergangen?" fragt Rudolf. Da Eberhard diese Frage verneinen müsste, zuckt er nur rasch die Achseln und schweigt.

Am Opferstein unter der Göttereiche

Im Innern der Ruine finden die Knaben hohle Steinziegel, die noch einen Teil der Innenwand bekleiden. „Siehst du", erklärt Rudolf, „das sind Reste einer kunstvollen Heizung. Flavus hat uns das gesagt. Noch seine Grosseltern sollen hier gewohnt haben. Als aber unsere Vorfahren ins Land eindrangen, zerstörten sie den Bau." - „Das hätte ich auch getan", ruft Eberhard, „wie könnte auch ein Alemanne in einem solchen Steinklotz wohnen!" - „Freilich, da hast du recht", erwidert Wolfram, „aber etwas Gutes ist von den früheren Bewohnern noch übriggeblieben. Komm, sieh nur!" Sie klettern wieder hinaus. Im Süden des zerstörten Baues sieht Eberhard seltsame

Pflanzen, an denen ihm unbekannte Früchte hangen. Schon hat Wolfram mit seiner Frame einen der blauen Klumpen weggeschlagen und reicht ihn dem Begleiter. „Trauben!" ruft er. „Koste einmal!" - „Tatsächlich noch süsser als unsere Aepfel", meint Eberhard.

An der vor ihnen abfallenden Halde erblicken die Knaben drei grosse Felder. Links das Brachfeld, in der Mitte die Zelg für die Winterfrucht, die man noch bestellen muss, und rechts den Acker für die Sommerfrucht. Diesen zur Einzelsiedelung gehörenden Ackerflächen schliessen sich der erst teilweise abgeerntete Gemüsegarten und das Feld für den Anbau von Flachs und Hanf an. Da man überall, wo Alemannen wohnen, die Dreifelderwirtschaft betreibt, bedeutet dieser Anblick für den Gast nichts Neues. Sie wenden sich deshalb der ausgedehnten Hofstatt zu. Diese ist von einem schulterhohen, weidendurchflochtenen Steckenhag, dem Etter, umgeben. Dahinter erheben sich mehrere mit Roggenstroh gedeckte Firste, zwischen denen Obstbäume aufragen. In der Mitte des Platzes steht das einstöckige Wohnhaus, ein Fachwerkbau, dessen hohes und steiles Firstdach kräftige Ständer tragen. Wie die Knaben durch den Etter eintreten, sieht Eberhard auch, dass zwischen die senkrecht, waagrecht und schräg liegenden Mauerbalken Flechtwände (Fachwerk aus Aesten und Lehm) gespannt sind. Eben ist Flavus damit beschäftigt, eine abgebröckelte Stelle mit Lehm auszustreichen. Wie der Knecht sieht, dass Eberhard mit Wohlbehagen die letzten Traubenbeeren verschlingt, lacht er mit dem ganzen Gesicht. Erst jetzt fällt dem Knaben auf, dass das eine Ohr des Mannes verstümmelt ist, wohl als Folge einer heftigen Züchtigung. Ueberhaupt trägt er alle Zeichen eines Unfreien: das geschorene Haupt, die kurze, armselige Kleidung und der vollständige Mangel an Waffen. „Wo sind die Ziegen, Flavus?" fragt Wolfram. „In der Schlatt drüben", lautet die Antwort.

In der Tat finden sie den Ziegenstall leer. Auch vom Vieh ist nichts zu erblicken, da es draussen auf der Allmend weidet. Am Eingang zum Pferdestall liegen allerlei Ackergeräte: ein ganz aus Holz gefertigter Pflug, eine hölzerne Egge sowie Sense und Sichel. „Habt ihr denn keinen Webkeller?" erkundigt sich Eberhard. „Doch", entgegnet Rudolf, „droben beim Römerhaus." Nach einigen Schritten stehen sie vor einem mit Kuhdung zugedeckten Häuschen. Der Dung soll im Winter die Wärme zusammenhalten. Auf der einen Seite lehnt sich das Häuschen an eine steil ansteigende Bodenwelle, während es auf der andern in den Boden eingetieft ist. Beim Eintritt in diesen feuchten unterirdischen Raum sieht Eberhard, dass er durch eine Balkenlage in eine untere und eine obere Abteilung geschieden ist. „Unten bergen wir die Vorräte", erklärt Rudolf, „oben weben die Mägde im Winter."

Bei ihrer Rückkehr treffen die Knaben vor dem Wohnhaus eine Magd,

deren ärmliches Gewand nur aus einem Schaffell besteht. Ihre Arbeit an der Handmühle erscheint recht mühsam. Sie kniet auf dem Erdboden und zerreibt zwischen zwei Steinen Getreidekörner. Als Unterlage dient ihr ein eingetiefter Stein, in dem sie geschickt ein kleineres Steinstück kreisen lässt.

Nachdem die drei Freunde noch einige Aepfel zu sich gesteckt haben, verlassen sie die Hofstatt wieder und begeben sich zur nahen Quelle, die unterhalb des Steckenhages munter aus der Erde sprudelt und Vieh und Menschen dienen muss. Dann schlendern sie an der kleinen Hütte vorbei, die der hörige Hirte bewohnt, über den Bach. Jenseits erhebt sich am Abhang der mächtige Heustock, der rund um eine kräftige Stange an die zwei bis drei Meter hoch aufgeschichtet und mit Stroh zugedeckt ist.

Da Rudolf aus der Windluke des Wohnhauses Rauch aufsteigen sieht, Mutter also bereits beginnt, das Mittagessen zuzubereiten, treibt er seine Gefährten plötzlich zur Eile an: „Nun ist es aber Zeit, zur Allmend hinüberzugehen! Hoffentlich finden wir alle Tiere beisammen! Los! Wer ist zuerst drüben?" Einige Sekunden später sind alle drei jenseits des Römerhügels verschwunden.

Gegen Abend vernimmt man fröhliches Hundegebell. Die Jagdgesellschaft kehrt vom gefährlichen Weidwerk nach Hause zurück. Auf einer aus Aesten und kleineren Stämmen zusammengefügten Bahre tragen vier Männer einen mächtigen Bären als Beute heim.

Mit einem Schlage wird es in der eben noch stillen Hofstatt lebendig. Allen voran stellen sich die Buben ein. Mit einigem Schrecken gewahrt jetzt Eberhard, dass der zunächst hinter der Beute stehende Mann verwundet ist. Sein Wams ist zerrissen, und am rechten Arm blutet er. „Vater!" ruft er und stürzt zu dem Manne hin. Der aber steht aufrecht und lächelnd da und sagt bloss: „Keine Angst, Eberhard! Die Wunden sind ungefährlich." Indessen haben die Träger sich von der schweren Last befreit und die Beute auf den Boden gelegt. „Ein stattliches Tier!" sagt anerkennend Rudolfs Mutter, die mit zwei Mädchen ebenfalls herbeigekommen ist. „Ja", antwortet ihr Mann, „und Eberhards Vater hat es erlegt! Er hat zwar einige Andenken als Zeichen seines Kampfes davongetragen, allein, das sind Zeichen des Ruhmes, auf die auch wir übrigen stolz wären!" Aengstlich schauen die beiden Mädchen bald auf das erlegte Tier, bald auf den verwundeten Mann. „Vater", ruft jetzt Eberhard, „erzähle uns doch, wie es zugegangen ist!"

Da er Neugier und Bewunderung in den Augen der Umstehenden liest, erfüllt der Jäger die Bitte seines Sohnes: „Nun, die Geschichte ist rasch erzählt. - Wir waren bereits stundenlang durch wildes Gestrüpp und sumpfiges Gelände in den Wald eingedrungen, wobei

wir von ganzen Schwärmen wilder Waldbienen verfolgt wurden, als plötzlich die vorausgeeilten Hunde durch wütendes Gebell anzeigten, dass sie ein Wild erspäht hatten. Deutliche Spuren von Bärentatzen führten zu einer Höhle. Da der Eingang eng war, konnte man nur einzeln eindringen. Im Augenblick, da ich als Vorderster die Höhle betrat, sprang das Tier mit wildem Knurren auf. Mit einem gutgezielten Wurf in die Flanke der Bestie glaubte ich, es mit meinem Speer zu Fall zu bringen. Statt dessen aber erhob sich das aufs höchste gereizte Tier auf seine Hinterfüsse und versuchte, sich auf mich zu stürzen. So rasch als möglich riss ich mein kurzes Schwert aus der Scheide und konnte es dem Feinde eben in dem Augenblicke in die Brust stossen, als er unmittelbar vor mir stand. Ich traf mit meinem Stoss die rechte Stelle. Der Riese fiel aber mit seinen Pranken auf mich, wobei er mich verwundete. Wodan sei Dank, dass er uns wenigstens einen der Räuber töten liess, die in letzter Zeit ständig in unsere Herden einfallen!"

„Hoch lebe der Bärentöter!" rufen die Knaben, wie der Sieger geendet hat. „Nun aber rasch ins Haus", mahnt die Hausfrau. „Es steht alles bereit. Zuerst aber wollen wir den Verwundeten pflegen." Mit Stolz begleitet Eberhard seinen Vater ins Haus. Und er wünscht sich nichts sehnlicher, als auch bald einmal so als Held des Tages von einer Jagd heimzukehren.

Für die Jäger folgt nun als Abschluss des Tages das Trinkgelage. Bis tief in die Nacht hinein macht das Trinkhorn die Runde. Immer wieder muss es die Hausfrau nachfüllen. Sie tut es nicht ohne Sorge, denn sie weiss aus Erfahrung, wie erregt die Männer vom Genuss des berauschenden Getränkes werden, wie leicht eine herausfordernde Neckrede einen heftigen Zank entfesseln, wie sehr das Würfelspiel die Berauschten hinreissen kann. Mögen die Götter verhüten, dass heute - wie dies vor Jahren einmal geschah - wieder einer der Freien durch verwegenes Würfelspiel Gut und Freiheit verspielt und in die Knechtschaft gehen muss!

Arbeitsaufgaben:

1. Welcher Waffen bedienten sich die Alemannen? — Zeichne sie!
2. Wie kleideten sie sich? Nenne die Namen einzelner Kleidungsstücke!
3. Welche Ortsnamen deiner engeren Heimat sind alemannischen Ursprungs? Kannst du sie ableiten?
4. Berichte über die Lebens- und Siedlungsweise der Alemannen!
5. Welche Namen unserer Wochentage stammen von germanischen Götternamen ab?
6. Beschreibe das Bild „Der Alemannenzug"!

5

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Albert Egger — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Divico

Wer König werden will muss sterben

Die friedliche Welt am Fusse des Jura bis gegen den Bodensee ist aufgeschreckt. Das helvetische Volk bangt um seine Freiheit und Einigkeit. Die Fürsten der Stämme sind aufgebrochen und auf dem Wege zu Divico, dem greisen Oberhaupt des helvetischen Stammes der Tiguriner. Auf klebrignassen Wegen sprengen Reiter durch die Wälder. Es sind hohe Recken. Lange, blonde Strähnen fallen unter den gehörnten Helmen auf die breiten Schultern. Böse und trotzig schauen ihre Gesichter und spähen nach allen Seiten ins düstere Halbdunkel der dichten Eichen- und Buchenwälder. Ihr Mund ist verdeckt von einem hängenden Schnurrbart. Mantel und Rock triefen vor Nässe, die langen, an den Knöcheln zugebundenen Hosen sind grauschwarz durchgeregnet. Die Reiter finden keine Zeit, unter dem schützenden Dach der Bäume Rast und Unterschlupf zu suchen. Während des Rittes öffnet einer seine umgehängte Ledertasche, stopft sich schnell ein Stück geräuchertes Fleisch und Fladenbrot in den Mund, greift wieder in die Zügel, strafft sie und trabt weiter.

Auf einem grossen Gehöft strömen die Stammesfürsten aus verschiedenen Richtungen zusammen. Angekündigt mit einem Hornstoss reiten sie durch das hölzerne Tor, das gleich hinter ihnen wieder knarrend in den Riegeln geschlossen wird. Die Palisade aus

dicken Pfählen ist bewacht von Kriegern mit mächtigen Wurfspeeren. Teilweise haben sie eine Haarlocke über der linken Schläfe, das Zeichen der Freien im helvetischen Volke. Wieder andere sind Hörige im Dienst des Stammesfürsten. Vor der Palisade liegt ein gefüllter Wassergraben. Rasch steigen die Angekommenen vom Pferd und übergeben die Tiere einem Sklaven, der herbeieilt und sie in den Stall stellt. Neugierige Buben und Mädchen stehen herum und balgen sich mit den Hunden, welche die fremden Männer zähnefletschend und bellend umspringen. Das Gehöft besteht aus verschiedenen Gebäuden. Etwas erhöht steht das Herrenhaus, vor dessen Türe ein hochgewachsener Mann mit schneeweissem Bart die Ankömmlinge erwartet. Aus dem offenen Giebel steigt Rauch und streicht träge über das Strohdach. Die Wände sind aus Balken gezimmert und mit gelblichem Lehm sorgfältig überstrichen. An der Stirnseite hängt über dem Eingang der Kopf eines Urochsen mit mächtig ausladenden Hörnern. Links und rechts des Herrenhauses sind kleinere Bauten, in denen das Gesinde und die Wächter leben. Dann gehören zu dem mächtigen Gehöft noch Lebensmittelspeicher und Ställe. Ein Stück weit weg ist sogar ein Badehaus gebaut. Auf diesem grossen Hof wohnt Divico, der von allen verehrte, tapfere Stammesfürst der Tiguriner. Er hatte einst die Helvetier siegreich in den Kampf gegen die Römer geführt. Gefesselt liess er die stolzen römischen Legionäre nach gewonnener Schlacht unter dem Joch hindurchgehen als Zeichen der Unterwerfung. Die gefangenen Krieger wurden auf den helvetischen Höfen als Sklaven beschäftigt. Diese grosse Tat Divicos vergass das Volk nie. Die Römer wagten es nicht mehr, die helvetischen Gaue anzugreifen.

Rings an den Wänden im grössten Raum des Hauses sitzen die Männer auf harten Holzbänken. Jeder hat einen Becher in der Hand, gefüllt mit feurigem römischen Wein. Ein Mädchen in langem Gewand und einem goldenen Reif um den Hals als Zeichen vornehmer Abstammung, bringt in einem grossen, runden Tonkrug den durstigen Männern frischen Trunk. Es ist Divicos jüngste Tochter. Die Becher klirren, der Wein wärmt, immer wieder stossen neue Reiter zur eifrig redenden Runde. Nur einer fehlt, der reichste und mächtigste von allen, Orgetorix, der Herr über zehntausend Männer, Frauen, Kinder, Hörige und Sklaven. Auch er ist zum Rat der Fürsten geladen worden. Doch muss man nicht auf ihn warten. Alle wissen, Orgetorix wird nicht kommen. Da hebt Divico an zu reden: „Männer, Stammesfürsten, lasst uns beraten, was in der schwierigen Lage unseres Volkes zu tun ist. Wir wissen, dass Orgetorix", bei diesem Wort fangen die Männer an zu murren, Verräter und Tod hört man bereits von unterdrückten Stimmen, „dass

Orgetorix mit den Völkern jenseits des Jura verhandelt hat. Wir kennen den Plan und haben unser Einverständnis erklärt. Orgetorix will mit Hilfe der Häduer und Sequaner unserem Volk im warmen südlichen Gallien eine neue Heimat suchen."

Kaum hat Divico mit den einleitenden Worten die Versammlung begonnen, da erhebt sich ein Reiter im weiten Mantel, der am Hals mit einer goldenen Fibel zusammengehalten ist. Zornentbrannt ruft er: „Alles recht und gut! Aber Orgetorix handelt nicht im Namen des Volkes. Er verfolgt böse und eigennützige Ziele und will sich zum Herrn über das ganze helvetische Volk machen. Darauf steht nach unseren Rechten und Freiheiten der Tod."

Noch lange Stunden reden sie und beschliessen, Orgetorix ein letztes Mal vor Gericht zu laden. Divico, der Geachtetste unter allen, wird ihm diesen Bescheid bringen. Gleichzeitig aber rüsten sich alle zum Kampf, um bereit zu sein, wenn Orgetorix sich dem Beschluss der Fürsten nicht unterziehen sollte. Bevor Divico den Auftrag erfüllt, berät er sich mit dem Druiden, dem Priester seines Volkes. Dieser bringt Esus, dem Kriegsgott der Helvetier, ein Opfer dar und ist einverstanden mit den Fürsten. Ja, er will Divico auf seinem schweren Gang begleiten.

Orgetorix hat bereits sein Gehöft befestigt und mit Kriegern besetzt, als die Sendlinge ankommen. Divico berichtet und gibt ihm den Rat, sich treu an die Gesetze zu halten. Doch Orgetorix ist in seinem Stolze verblendet. Er weist das Ansinnen des greisen, verehrungswürdigen Mannes zurück.

Darauf meldet ihm Divico, dass tausende von Helvetiern sein Haus und die Fluchtburg umstellt haben. Wäre nicht Divico vor ihm gestanden, Orgetorix hätte sich wutentbrannt auf die Abgesandten gestürzt. Es kommt aber nicht zum Kampf. Kaum hat Divico das Haus verlassen, sieht Orgetorix die Nutzlosigkeit seines Widerstandes ein und nimmt sich das Leben. Sein Stamm unterwirft sich den Gesetzen des helvetischen Volkes.

Häuser und Dörfer werden verbrannt

Orgetorix ist tot. Nur eine kurze Weile geht ein Schrecken, ein Bangen und Zagen durch das helvetische Volk. Orgetorix war es, der den Plan zum Auszug ins warme Gallien entworfen hatte. Was wird nun geschehen? Mit fester Hand bestimmt noch einmal Divico, was zu tun ist. Die Helvetier werden doch nach dem Süden ziehen. Zwei Jahre gibt Divico Zeit, die Vorbereitungen zu treffen. Auf Gau- und Landtagen erklärt er die Notwendigkeit des Auszuges. Im Norden sind die helvetischen Stämme immer stärker durch ein-

brechende Germanen bedroht. Sie müssen fürchten, die Verbindung mit den keltischen Völkern über dem Jura zu verlieren. Und dann sind es die Berichte vom fruchtbaren Gallien, die sie bewegen, das etwas kalte und unwirtliche Land aufzugeben. Divico veranlasst die Druiden, die einzigen Leute der Helvetier, welche schreiben können, eine Volkszählung vorzunehmen. Die Druiden müssen ausserdem Ordnung in die Völker bringen, denn der Beschluss des grossen Auszuges stiftet Verwirrung und Angst. Die älteren Leute wollen ihre heimatliche Scholle nicht mehr aufgeben. Viele besonnene Männer warnen vor dem grossen Abenteuer. In den Familien und Sippen schleichen sich Meinungsverschiedenheiten ein. Daraus erwachsen Hader, Zank und Streit. Divicos Gehöft gleicht einem Heerlager. Dauernd kommen und gehen die Boten. Schier über seine Kräfte ist der alte Mann beschäftigt. Alles holt bei ihm Rat und Hilfe. Divico ordnet in seiner weisen Voraussicht verschiedene Massnahmen an. Die Felder müssen in den zwei folgenden Ernten hergeben, was nur möglich ist. „Sät Getreide!" ruft er an den Landtagen der Fürsten, „besorgt Wagen und Pferde!" Anfänglich etwas zaghaft, dann immer stärker dringen die begeisterten jungen Leute in allen befestigten Ortschaften und Dörfern durch. Die Kurzsichtigen und Aengstlichen werden mitgerissen. Ueberall herrscht geschäftiges Leben. Die Frauen nähen Säcke zur Aufnahme des Kornes, die Männer ziehen Vieh auf. Felle werden hergerichtet, die Wagen ausgebessert und neue hergestellt. Jede Familie sorgt für die nötigen Lebensmittel auf der monatelangen Reise. Fleisch und Früchte werden getrocknet, Tücher gewoben, Heilkräuter gesammelt. Was anfänglich ein undurchdringliches Durcheinander scheint, gewinnt unter den planenden Gedanken Divicos feste Gestalt und ordnet sich zu sinnvollen Vorbereitungen.

Zweihundertsechzigtausend Helvetier werden im ganzen Land gezählt. Divico überredet die Nachbarstämme der Tulinger, Bojer und Rauriker, sich dem grossen Zuge anzuschliessen. Das sind noch einmal hunderttausend Seelen. Zwei Sommer und Winter sind seit dem mutigen Beschluss verflossen. Es naht der Tag der grossen Sammlung am Ufer der Rhone beim Ausfluss aus dem Genfersee. Da schickt Divico zum letztenmal die Boten durch das Land. „Verbrennt die Häuser, vernichtet alle überschüssigen Nahrungsmittel und zieht nach Westen!" So lautet der Auftrag des greisen Heerführers. Kein Mann sollte mehr Lust haben, im verbrannten Land zu bleiben. Ueberall flackern die Feuer auf, lodern die Flammen zum Himmel. Es krachen die Balken in der prasselnden Glut. Im Schein der Brände ziehen die Helvetier nach Westen, um rechtzeitig am 28. März, im Jahre 58 vor Christus, den Sammelplatz zu erreichen.

AMB

Auf den Wagen sitzen die Frauen und Kinder. Ueber Stock und Stein, durch Bäche und schmale Wege knarren die Räder der vollbeladenen Karren. Kläffende Hunde treiben das brüllende Vieh beidseits der Kolonne vorwärts. Die Männer auf raschen Pferden ordnen die Züge, welche von allen Seiten zusammenströmen. Und irgendwo auf einem Hügel sitzt auf einem schwarzen Pferd, angetan mit langem Mantel und das Schwert an der Seite ein greiser Mann mit schneeweissem Bart. Es ist Divico, der zufrieden auf die vorüberziehenden Stämme und Völker sieht. Er weiss von der Tapferkeit und Unerschrockenheit der Männer, er kennt den Mut der Frauen und Jungen. Er spürt, das Volk vertraut auf seine Kraft. „Wenn nichts in den Weg sich stellt, werden wir noch diesen Sommer Galliens Felder pflügen", so hofft Divico und reitet an die Spitze des endlosen Zuges.

Die römischen Legionen sind stärker

Mit einem Male gerät der Strom ins Stocken. Die Vordersten sind am Ausfluss der Rhone aus dem Genfersee angelangt. Sie finden die Rhonebrücken abgebrochen und das jenseitige Ufer mit römischen Soldaten besetzt. Divico befiehlt alle waffenfähigen Männer der verschiedenen Stämme an die Spitze des Zuges. Ein mächtiges Heer wird an den Ufern des Sees aufgestellt. Den römischen Soldaten am jenseitigen Strand vergeht das höhnische Lachen, als Divico im Namen seines Volkes Durchzug nach Süden verlangt. Julius Caesar, der später ein mächtiger Kaiser wird, eilt herbei und beginnt mit den Helvetiern zu verhandeln. Divico wird eingeladen, über die Rhone zu kommen. Ein Schiff holt ihn und die gewählten Abgesandten ab. Sie werden ins römische Lager geführt, vorbei an waffenstarrenden Legionären, welche den Helvetiern Angst einjagen sollen. Doch hocherhobenen Hauptes schreitet Divico in das Zelt des grossen römischen Heerführers. Caesar redet höflich mit Divico. Der einfache, senkrechte Helvetier glaubt den schönen Worten des Römers, der aber nur Zeit gewinnen will, um seine Truppen zu verstärken. Er sagt den Helvetiern nicht, dass er selbst im Begriffe sei, ebenfalls das fruchtbare Gallien zu erobern. Mehrere Wochen kann er mit geschickten Worten die ahnungslosen Kelten hinhalten. Wie er seine Verstärkung besitzt, weist er das Gesuch Divicos ab. Dieser geht wieder zu seinem Volke zurück und befiehlt den Weitermarsch in westlicher Richtung. In einem unendlich mühseligen Marsch zieht dieses über den Jura und sucht Verbindung mit den Völkern im heutigen Frankreich. Tagelang gewinnt die Kolonne nur kurze Strecken. Zerbrochene Wagen verstopfen den Weg, oft müssen Männer und Frauen die im Sumpf und Morast steckengebliebenen

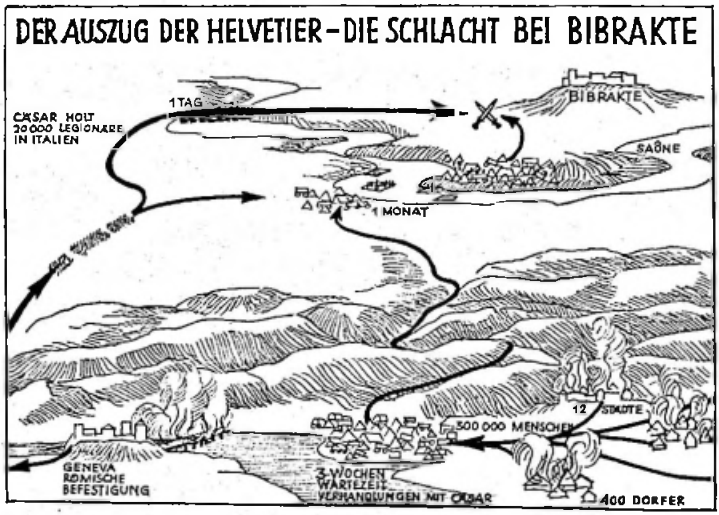
Fahrzeuge herausziehen. Divico sendet Verbindungsleute zu den Häduern und Sequanern voraus, er sichert den Zug auf beiden Seiten gegen die römischen Feinde, denn jetzt ist er sicher, dass Caesar ihm mit seinem Heer folgen wird. Dieser ist auch sofort nach dem Wegzug der Helvetier nach Italien geeilt und hat die besten römischen Legionen geholt. Er zieht mit ihnen rhoneaufwärts der Saône zu und kommt zur rechten Zeit an. Die Helvetier sind im Begriffe, diesen Fluss zu überschreiten. Caesar lässt in einem Tage eine Brücke schlagen und treibt in wildem Ansturm Divicos Stamm auseinander. Das jagt den Helvetiern einen gewaltigen Schrecken ein. Divico will noch einmal mit Caesar verhandeln. Er kommt den Römern entgegen und ersucht Caesar, ihnen einen Wohnsitz in Gallien anzuweisen. Caesar aber will nichts davon wissen und verlangt sogar Geiseln von den Helvetiern. Nun ist Divico erzürnt und ruft ihm zu: „Wir sind uns gewohnt, Geiseln zu nehmen und nicht zu stellen. Wir werden uns den Weg erzwingen, die römischen Soldaten fürchten wir nicht und haben sie schon einmal geschlagen!"

Die helvetische Völkerwanderung zieht dann weiter gegen Westen, vorsichtig verfolgt von den Römern, die mittlerweile sechs wohlgerüstete Legionen stark geworden sind. Fast täglich gibt es Kämpfe zwischen Spähtrupps, kleineren und grösseren Abteilungen. Fast Tag und Nacht sitzen die helvetischen Krieger auf den Pferden, um ihre Frauen und Kinder auf den Wagen gegen die heranbrausenden Römer zu schützen. Nach vielen Tagen treffen die beiden Heere in der Nähe von Bibracte, der Hauptstadt der Häduer aufeinander. Divico befiehlt, die Wagen in einem grossen Viereck zusammenzustellen. Diese Wagenburg wird von Greisen und Jünglingen verteidigt. Dann zieht er mit den Männern in die Schlacht, welche den ganzen Tag über dauert. Caesar verfügt über die besser ausgerüsteten Truppen, Divico führt seine Leute mit Todesmut in den Kampf. Als sich die Dämmerung über das Land senkt, gelingt es den Römern, in die Wagenburg einzudringen. Die Helvetier werden von der eisernen Macht der Feinde erdrückt. Aber noch in der Nacht versteht Divico, sich mit dem Rest des Volkes, etwa hunderdreissigtausend Menschen, von den Römern zu lösen. Ruhelos, von Niedergeschlagenheit und Hunger geplagt, wandern sie weg. Dann müssen sie sich dem römischen Feldherrn unterwerfen. Der schöne Traum von einem Leben im warmen, südlichen Gallien ist ausgeträumt.

Aus der Niederlage wird ein Sieg

Verarmt und zerschlagen kehren die Helvetier auf Befehl Caesars

in ihr Land zwischen dem Jura und Bodensee zurück. Die verbrannten und verkohlten Wohnstätten werden wieder aufgebaut, schöner und besser als vorher. Divico gibt seinem Volk noch einmal den Mut, von neuem anzufangen. Aus den ehemals kriegerischen Stämmen werden sesshafte Bauern und Städter. Der greise Führer vermag sogar den Einfluss der Römer zurückzudrängen und gewinnt dem Volke viele Rechte zurück. Die Stämme werden wieder so stark, dass auch der spätere Einbruch der Germanen in unser Land die keltischen Eigenarten der Bevölkerung nicht brechen können. Damit schafft er die Grundlagen zu unserer heutigen Freiheit und zu unserem jetzigen mehrsprachigen Land. So haben wir allen Grund, Divico für seinen heldenhaften Mut und seine Leistungen zu verehren. Er ist einer der bedeutendsten Männer in alter Zeit. Wir verdanken ihm vieles.



Arbeitsaufgaben:

1. Das Bild „Auszug der Helvetier" gibt viel zu besprechen.
2. Beschreibe und zeichne die Gewänder der helvetischen Männer und Frauen.
3. Stelle dir einmal vor, was die Helvetier alles für den Auszug vorbereiten mussten. Rede und schreibe davon.
4. Was war alles auf den Wagen der Helvetier verstaut?
5. Versuche ein helvetisches Gehöft zu zeichnen.

6

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Die Glaubensboten

Es ist ein sonniger Sommertag. Auf der Strasse, die dem Zürichsee entlang führt, wandern einige merkwürdige Gestalten. Es sind Columban und seine zwölf Gefährten. Vor zwanzig Jahren schon haben sie ihre Heimatinsel, das ferne Irland verlassen. Sie sind übers Meer gefahren, um in jenen Ländern, wo die Heiden wohnen, die christliche Lehre zu verkünden. Lange sind sie im Land der Franken umhergezogen und haben dort sogar mehrere Klöster gegründet. Schliesslich zogen sie von Koblenz über Mainz rheinaufwärts, betraten das Land der Alemannen und gelangten nach einer mühevollen Reise nach Basel. Von da weg benützten sie die alte Römerstrasse über Vindonissa nach Turicum. Und nun suchen sie immer noch einen Ort, wo sich günstige Gelegenheit bietet, ein Lager für ihre Bekehrungsarbeit aufzuschlagen.

Mit staunenden Augen verfolgen die Händler und Reisenden, die ihre Waren auf schwerbeladenen Lasttieren nach dem fernen Italien bringen, die dreizehn Männer, die so ganz anders aussehen als die alemannischen Einwohner des Landes. In der Tat tragen die Mönche lange, braune Röcke und ihre Füsse stecken in Sandalen. Von ihrem Haupte wallen die Haare den Rücken hinab und die Augenlider sind mit seltsamen Zeichen versehen. In den Händen führen sie lange

Stöcke, an ihrer Seite hängen Reisetaschen, lederne Wasserflaschen und Kapseln mit Reliquien.

So ausgerüstet wandern sie dahin, manchmal singend, manchmal Worte des Gebetes tauschend. Der Reisestaub auf ihren Gewändern verrät, dass sie schon lange unterwegs sind und froh wären, bald ein Lagerplätzchen zu finden. Eben verlassen sie das Seeufer und beginnen aufwärts zu steigen, weil Rauchsäulen, die sie unweit aus den Schindeldächern aufsteigen sehen, verraten, dass am Abhang gegen das Linthtal hin eine Alemannensiedelung liegen muss. Bald erfahren sie denn auch den Namen des Dorfes. Es heisst Tuggen. „Lasst uns hierbleiben, meine Brüder", sagt Columban, der älteste der Männer, zu seinen zwölf Gefährten. Alsbald legen sie ihre Stöcke und Reisetaschen nieder und beginnen, ein dürftiges Nachtlager herzurichten. Einige gehen in den nahen Wald, um dort Beeren zu sammeln, während andere wieder sich an den See hinunter begeben zum Fischfang, denn sie verstehen durch mancherlei geheime Künste die flinken Bewohner des Wassers zu erbeuten.

Bei Sonnenuntergang finden sich alle wieder am Lagerplatze ein. Nachdem die gefundenen Speisen so gut als möglich zubereitet sind, setzen sie sich nach kurzem Gebet zum kärglichen Nachtmahle ins Moos. Einer der Mönche, dem es gelang, einiges Kleinwild zu erlegen, erzählt, wie er überall heidnische Zeichen und Götterbilder angetroffen habe. „So hat uns der Herr also an den rechten Ort geführt", bemerkt einer der Männer, den sie Gallus heissen. „Ja, Brüder", entgegnet Columban, „lasst uns Gottes liebevolle Vorsehung preisen und uns dann zur Ruhe legen, damit wir morgen unser Bekehrungswerk beginnen können".

Mit dem ersten Sonnenstrahle erheben sich die Mönche. Jedem einzelnen weist Columban seine Arbeit an. Es gilt, den Lagerplatz mit einem Pfahlzaun zu umgeben, einige Hütten zu bauen, Nahrung zu sammeln und die Leute des Dorfes zur Predigt zusammenzurufen. Nicht überall werden die Glaubensboten freundlich aufgenommen. Wie sie aber erzählen, dass sie die Diener des Christengottes seien, der vor sechshundert Jahren im fernen Osten auf die Erde herabgestiegen sei als Allvaters Sohn, dass sie gekommen seien, die Botschaft des Friedens zu verkünden, werden die Leute neugierig und finden sich ein zur Predigt. Columban spricht von der gleichen Stelle aus, wo ihr Priester sonst die Opferfeier hält.

„Seht ihr", beginnt Columban zu erzählen, „auch unsere Ahnen haben einstmals mit ihren Sippengenossen einen Hof bewohnt wie ihr. Das war weit drüben auf der grossen Insel jenseits des Meeres, das gegen Mitternacht liegt. Auch sie haben noch den Göttern ge-

opfert aus Angst vor ihrem Zorn. Dann aber hörten sie eines Tages die Geschichte von Jesus von Nazareth. Davon wurden sie so ergriffen, dass sie sich bekehrten. Uns selbst hat die Lehre Christi getrieben, die Heimat zu verlassen, um auch andern die wunderbare Botschaft zu bringen".

Gewaltig und furchtlos steht Columban vor dem rauchenden Opferherd. Wortlos sitzen die einen auf gefällten Baumstämmen, auf Strünken oder Steinen, während andere in Gruppen beisammenstehen und murren, dass dieser Fremde sich erkühnt, an heiliger Stätte eine neue Lehre zu verkünden. Alle aber wundern sich, dass diese Männer Heim und Herd verlassen konnten und das stürmische Meer nicht gefürchtet haben. Sie sagen sich, es müsse doch etwas Besonderes an dieser neuen Lehre sein, die diese Boten den weiten und gefahrvollen Weg zu ihnen geführt habe.

„Was ihr hier im Haine verehrt, die Götter, denen ihr Opfer darbringt, sind Götzen!" ruft Columban seinen Hörern zu. „Und was wollen sie von euch? Nichts als Hass und Streit und Rache! Sie machen euch zu Kindern der Hölle. Der Christengott aber bringt euch den Frieden, weil er die Liebe ist. Nicht bloss für uns, nein, auch für euch alle liess er sich freiwillig ans Kreuz schlagen, um euch den Weg ins Himmelreich wieder zu öffnen, um aus Kindern der Hölle Kinder des Himmels zu machen. Wollt ihr aber seine Diener werden, fordert er von euch, dass ihr die Götzen verlasset und ihm nachfolget".

Da ruft einer: „Wie, einen Feigling sollen wir zu unserem Gotte machen, der sich ans Kreuz hängen liess, ohne sich zu wehren?" Und ein zweiter: „Lächerlich ist's, was du von uns verlangst, denn da müssten wir ja sogar jene lieben, die unsere Feinde sind, die unsere Hütten in Brand stecken, die unsere Herden rauben und uns zu morden versuchen!" Und ein dritter meint, indem er seinen kurzen Speer fester in die Rechte fasst: „Glaubst du, wir gehören zu jenen, die auf die Kraft eines andern vertrauen, die sich ihm wehrlos ausliefern und ihren Nacken beugen, als wären sie unfreie Knechte?"

„Törichtes Volk!" antwortet Columban, „niemals bringen euch eure Götzen Liebe entgegen, wohl aber euer Vater im Himmel. Darum sollt ihr wieder lieben!" Und indem er das Holzkreuz in seiner Rechten hochhebt, fährt er fort: „Die Götter, die ihr mit Furcht und Bangen ehrt, habt ihr nach eurem menschlichen Sinne geformt, damit ihr eurem Stolz und eurer Rachsucht dienen könnt. Der Christengott aber, der am Kreuze hing, sich begraben liess und aus eigener Kraft wieder auferstanden ist, wollte euch ein Beispiel der Liebe und Versöhnlichkeit geben. Nur wenn ihr eure Herzen i h m zuwendet, wird er

euch in seine ewigen Wohnungen führen. Zwar ist seine Geduld unermesslich gross; allein, wer nicht auf ihn hören will, den wird er am Tage des Weltgerichtes zur Rechenschaft fordern. Wohl dann jenen, die seine Jünger geworden! Ein dreifaches Wehe aber jenen, die auf seine Stimme nicht gehört haben! Niemals werden sie eingehen zu den ewigen Freuden, sondern ewig zur Strafe in der Feuersglut der Hölle brennen. Mit Tierblut und Zaubersprüchen walten eure Priester an dieser Stätte. Doch, was sie damit zu ehren glauben, ist kein Gott, sondern der oberste der bösen Geister, der Teufel, der euch zu fangen versucht, der euch vom wahren Gottte wegziehen und seinem finstern Reich zuführen will. Darum sage ich euch: Sagt ab Wodan, Tiu und Donar! Wendet euch dem wahren Gotte, wendet euch Christus zu, welcher der Herr ist alles Geschaffenen, welcher euch zu seinen Brüdern machen will. Bekehret euch zum Kreuze und lasst euch taufen!"

Columban predigt in Tuggen

Zögernd treten einzelne herzu, um als die ersten einer neuen Christengemeinde ihre heidnischen Götter zu verlassen und dem machtvollen Worte des Glaubensboten zu folgen. Andere aber bleiben finsteren Blickes stehen. Wieder andere gar verlassen murrend und mit drohend geballten Fäusten den Hain.

Von diesem Tage an verfolgen die Dorfbewohner aufmerksam alles, was die christlichen Sendboten unternehmen. Bald fällt ihnen auf, dass Columban und seine Gefährten den berauschenden Met nicht trinken, ja, dass sie sogar dann und wann überhaupt nur spärliche oder gar keine Nahrung zu sich nehmen. Immer sind die Fremdlinge gleich freundlich gegen jedermann. Die Kranken besuchen sie, für die sie allerlei Heilmittel kennen, und helfen den Armen. Wo sie auf dem Felde oder sonst bei einer Arbeit helfen können, tun sie's. Und wie die Leute sehen, dass die Fremden die Worte ihrer Predigten am meisten selbst befolgen, kommen allmählich noch mehr, um sich taufen zu lassen. Die übrigen aber bleiben verstockt und fahren fort, ihren Göttern zu opfern.

Obwohl es nur schwer gelingt, die Heiden dieser Gegend zu bekehren, setzt Columban mit seinen Gefährten sein Bekehrungswerk unermüdlich fort. Immer wieder betritt er zur Opferzeit den Hain, wo er mit Abscheu sieht, dass die Männer an den Stämmen der knorrigen Eichen wieder die gebleichten Schädel geopferter Tiere angebracht haben, die er vor einigen Tagen mit Gallus heruntergerissen und entfernt hat. Furchtlos tritt er unter die Männer, die mit Schild und Speer bewaffnet im Kreise stehen. Zwar sehen sie furchterregend aus, da sie sich Haut und Hörner von erlegten Auerochen auf den Kopf gesetzt haben. Allein weder er noch Gallus lassen sich von den gehässigen Blicken abschrecken. Im Gegenteil: Gallus unternimmt etwas, was niemand erwartet hätte. Er packt plötzlich mit starker Hand die Götterbilder auf dem Opferaltar und wirft sie in den nahen See. Sprachlos vor Staunen, von einer ungewissen Furcht gepackt, schauen die Heiden ihm zu. Jeder ist überzeugt, dass die Götter allsogleich Feuer vom Himmel senden werden, um die böse Tat zu strafen. Aber nichts dergleichen geschieht. Alles bleibt ruhig, wie sehr die Leute auch furchtsam zum Himmel aufblicken. „Seht ihr", ruft ihnen Gallus zu, „sagte es euch nicht schon mein Gefährte, dass niemand anders als der Teufel sich in euren Götzenbildern verstecke? Durch sie versucht er, eure Seelen gefangenzunehmen. Lasset darum ab von ihnen, sonst seid ihr Diener des Bösen! Hat euch nicht der wahre Gott eben bewiesen, dass euer Opfer töricht ist? Gebet deshalb euren Götzendienst auf! Folget Christus, der allein euch zum Heile führen kann!"

Das ganze Volk ist von Verwunderung ergriffen. Nachdenklich verlassen die meisten auf Columbans Aufforderung hin die Opferstätte. Einige wenige treten herzu und lassen sich taufen. Die bärtigen Männer aber bleiben trotzig stehen und sagen: „Unsere Götter haben bisher uns und unsere Väter mit Regen und Wärme versehen; wir

wollen sie darum nicht verlassen; sie regieren wohl". Und sie sind es, welche von tödlichem Hass getrieben, eine Versammlung der freien Männer einberufen, um über die Tat des Fremdlings zu richten, haben sie doch mit eigenen Augen gesehen, wie Gallus sich sogar erkühnte, den Götterhain anzuzünden. Einstimmig wird beschlossen, Gallus als den Hauptschuldigen zu töten und Columban mit Rutenstreichen aus dem Lande zu jagen.

Nun ist's vorbei mit dem Bekehrungswerk. Rasch erfährt Columban von dem bösen Plan, den man gegen ihn und seine Gefährten ausgedacht hat. Sie müssen fliehen, denn das ganze Volk steht gegen sie auf. Eilends verlassen sie ihre Hütten, die sie aus Stroh und Tannästen gebaut haben. Bitter ist für sie, ihre ganze Arbeit zerstört zu sehen, aber sie sind gewiss, sie anderswo fortsetzen zu können.

Zu Wasser, zu Lande, wie es sich gerade trifft, ziehen sie in nordöstlicher Richtung weiter, bis sie zu dem alten Römerlager Arbon kommen. Dort treffen sie zu ihrer grossen Freude viele Christen an, ja, sogar einen christlichen Priester, namens Willimar. Dieser führt sie nach freundlicher Begrüssung zuerst in die kleine Kirche, wo sie ein Gebet verrichten. Dann nimmt er die Fremdlinge in sein Haus auf. Beim Abendimbiss erklärt er ihnen, dass die Lehre Christi schon vor Jahrhunderten, als die Römer noch das Land beherrschten, in der Gegend gepredigt worden sei. An vielen Orten aber hätten die heidnischen Alemannen die Gotteshäuser zu Götzentempeln umgewandelt. Nur in Arbon sei das verhindert worden.

Sieben Tage später fahren die irischen Männer nach Bregenz hinüber, wo sie ein altes Kirchlein finden. Darin stehen drei eherne, vergoldete Statuen alemannischer Götter, denen die heidnischen Bewohner ihre Opfer darbringen. Das Kirchlein, die schöne Landschaft und ihr fruchtbarer Boden locken die Mönche zum Bau eines neuen Klosters. Rasch entstehen um die Kirche herum eine Anzahl kleiner Hütten aus Lehm und Flechtwerk. Obst- und Gemüsegärten werden angelegt, Kähne und Netze zum Fischfang hergestellt und die Waldungen gelichtet.

An einem heidnischen Festtage findet sich viel Volk bei der Kirche ein. Zuerst hält Gallus eine Rede an das Volk und fordert es auf, die eitlen, leblosen Götzenbilder zu verlassen. Dann wirft er die Götterbilder um, schlägt sie mit Steinen in Stücke und schleudert diese in die Tiefe des Sees. Daraufhin bekehrt sich ein Teil des Volkes und verlangt die Taufe. Andere aber gehen wutentbrannt heim und sinnen auf Rache gegen den Frevler. — Eine Zeitlang geht es den Mönchen schlimm, da sie fast nichts zu essen haben. Sie kön-

nen sich nur von Fischen, Waldbeeren und wilden Aepfeln ernähren. Dennoch fahren sie fort, das Volk zu bekehren. Endlich wird das Korn auf ihrem eigenen Acker reif, und fortan können sie vom eigenen Brote leben, ja es reicht sogar zu Almosen für die Armen. Aber die Feinde des Klosters bleiben nicht untätig. Eines Tages dringen sie in den Klosterstall ein, stehlen eine Kuh und führen sie fort in die Berge. Zwei Brüder, die den Dieben nachgehen, werden sogar getötet. So müssen die Mönche schliesslich auch diese Gegend wieder verlassen, wo sie einige Jahre gewirkt haben.

Gallus und Hiltibold in der Wildnis der Steinach

Wieder ergreift Columban mit einigen seiner Gefährten den Wanderstab. In langer und mühsamer Reise gelangt er über das rätische Gebirge nach Italien, wo er ein Kloster gründet. Auf der Höhe der Alpen aber hat sich Sigisbert von ihm getrennt. Er wandert über Eisfelder und Bergkämme zu den Quellen des Rheins. Dann steigt er in eine weite Einöde hinab, wo er sich eine ärmliche Zelle aus Baumzweigen baut, aus der später das Kloster Disentis entsteht, das zur Wiege des Christentums für die Bevölkerung halb Rätiens wird.

Gallus aber ist in Bregenz zurückgeblieben, weil er von einem heftigen Fieber gepackt wurde. Er lässt sich über den See fahren zu Willimar, unter dessen treuer Pflege er wieder gesundet. Da er nicht mehr nach Bregenz zurückkehren will, wandert er mit Willimars Helfer der Steinach nach in die Wildnis, wo Bären, Wölfe und Wildschweine hausen in grosser Zahl. Einmal stolpert Gallus über einen Wurzelstock und fällt in die Dornen. Wie sein Begleiter ihm zu Hilfe eilt, sagt er: „Lass mich; hier ist meine Ruhe ewiglich; hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl". Aus zwei Haselstäbchen macht er ein Kreuz, pflanzt es in die Erde und hängt die Reliquienkapsel, die er am Halse trägt, daran. — Einige Tage darauf bauen sich die beiden eine einfache Hütte. Bald finden sich einige Schüler in der Galluszelle ein. Sie helfen die Wälder roden, ebnen den Boden zum Ackerbau und pflanzen Obstbäume und Gemüse an. Mit der Zeit werden die rohen Hütten durch bessere ersetzt und eine Kapelle wird gebaut mitten im tiefsten Urwalde. Einmal soll Gallus Bischof von Konstanz werden, ein andermal Abt eines fränkischen Klosters. Allein beide Male schlägt er die hohe Ehre aus. Während seine Schüler in der Umgegend das Wort Gottes predigen, bleibt er meist in seiner Zelle. Ein letztes Mal noch predigt er in Arbon. Dann ergreift ihn ein heftiges Fieber, das sein hohes Alter nicht mehr zu überwinden vermag. Hochverehrt wie ein Vater stirbt er. In seiner Zelle an der Steinach wird er begraben. Seine ganze Habe legen seine Schüler auf seiner Grabstätte nieder: eine Reisetasche, einen Wanderstab und ein härenes Gewand.

Von weither kommen die Leute, um am Grabe des heiligen Mannes zu beten. Die Zahl der Mönche vermehrt sich immer stärker, und aus der schlichten Galluszelle wird schliesslich das mächtige Kloster St.Gallen, das sich im 9. und 10. Jahrhundert rühmen darf, die erste Kunst- und Hochschule der Christenheit zu sein.

Arbeitsaufgaben:

1. Trage die Wirkungsstätten der Glaubensboten auf einem geographischen Skizzenblatte ein!
2. Berichte von der Nahrung, Kleidung und den Bräuchen der christlichen Sendboten!
3. Zähle die Schwierigkeiten auf, welche den Glaubensboten begegneten.
4. Welche Götter verehrten die Germanen?
5. Ueberlege dir, warum Columban die heidnischen Opferstätten zerstörte.
6. Die Glaubensboten haben Klöster gegründet. Nenne sie! (Columban gründete das Kloster Bobbio in Oberitalien; Gallus . . .)
7. Beschreibe eine der Zeichnungen!

7

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Zinstag im Kloster

Wo vor hundert Jahren noch Sumpf und waldige Einöde das Land bedeckten, steht heute das Kloster. In überaus mühsamer Arbeit haben die Mönche, die über Länder und Meere aus dem Norden kamen, den Wald gerodet und das Land urbar gemacht. Auch jetzt noch hausen wilde Tiere in den unendlichen Wäldern der Umgegend, und vorüberwandernde Pilgrime, die im gastfreundlichen Kloster Aufnahme und Verpflegung finden, erzählen von Wölfen, die sie bis in die Nähe der Klostermauern verfolgt haben. Fast wie eine kleine Stadt sieht das Kloster aus mit seinen enggedrängten, wettergrauen Dächern. Wie in späterer Zeit die Burgen, ist es von einer mächtigen Wehrmauer umgeben, die durch Pfahlwerk und Graben verstärkt wird; denn nur zu oft versuchen wilde Horden das Kloster zu überfallen und auszuplündern. Jahrzehntelang haben die Mönche aus Stein, Lehm und Holz First an First gebaut, bis schliesslich eine sichere Siedlung entstand, die an die 40 Einzelgebäude zählt. An alles hat man gedacht; nicht bloss an den Kirchenbau, der den Mittelpunkt des religiösen Lebens bildet, sondern auch an Ställe und Scheunen, an Schulgebäude, Krankenhaus, Gasthaus, Bibliothek, Küche, Vorratskammern, Werkstätten für die Handwerker, ja sogar an Mühlen, an Bierbrauerei und Bäckerei. Alle Mönche zusammen bilden mit den übrigen Klosterinsassen eine grosse Familie, die sich selbst versorgen soll. Das bietet denn auch viele Schwierigkeiten.

Allein nach dem Brauch der Zeit haben fromme Leute, Bischöfe, Fürsten und Freie dem Kloster Land und Hörige vermacht, so dass der Landbesitz der Mönche sich bis weit in die Nachbarländer hinein erstreckt und schliesslich 4000 Huben oder 160 000 Jucharten umfasst. Von all diesen Gütern erhält das Kloster alljährlich mehrmals bestimmte Zinsen, die an gewissen Tagen in den fernliegenden Mayer- und Kellhöfen oder dem Kloster selbst abgegeben werden.

Zinsleute des Klosters bringen die pflichtigen Abgaben

Eben ist wieder ein solcher Zinstag, der Martinstag, herangerückt. Der Herbst ist ins Land gezogen und hat die Bäume ihres grünen Schmuckes entkleidet. Krächzende Raben lärmen im nebligen Walde, und auf Wiesen und Weiden liegt der erste Reif. Am Tore des Klosters, hinter der herabgelassenen Zugbrücke steht der Kellermeister mit seinen Gehilfen, um die Abgaben der Zinsleute in Empfang zu nehmen. Von allen Seiten strömen Freie und Hörige herbei, reichbeladen mit Geld oder Lebensmitteln, die sie vorschriftsgemäss abliefern müssen. Der eine bringt seine Zinsschuld in Schillingen und Pfennigen, andere treiben Schweine, Schafe, Ochsen, Kühe vor sich her, wieder andere bringen Früchte, Wachs, leinene und wollene Tücher, die sie selbst gesponnen und gewoben haben, und vierte haben ihre Körbe und Säcke voll Eier, Bohnen, Korn, Haber, Gerste, Käse und Butter. Viele der Ankommenden haben einen weiten Weg hinter sich und atmen auf, sobald sie die freistehenden Klostertürme erblicken.

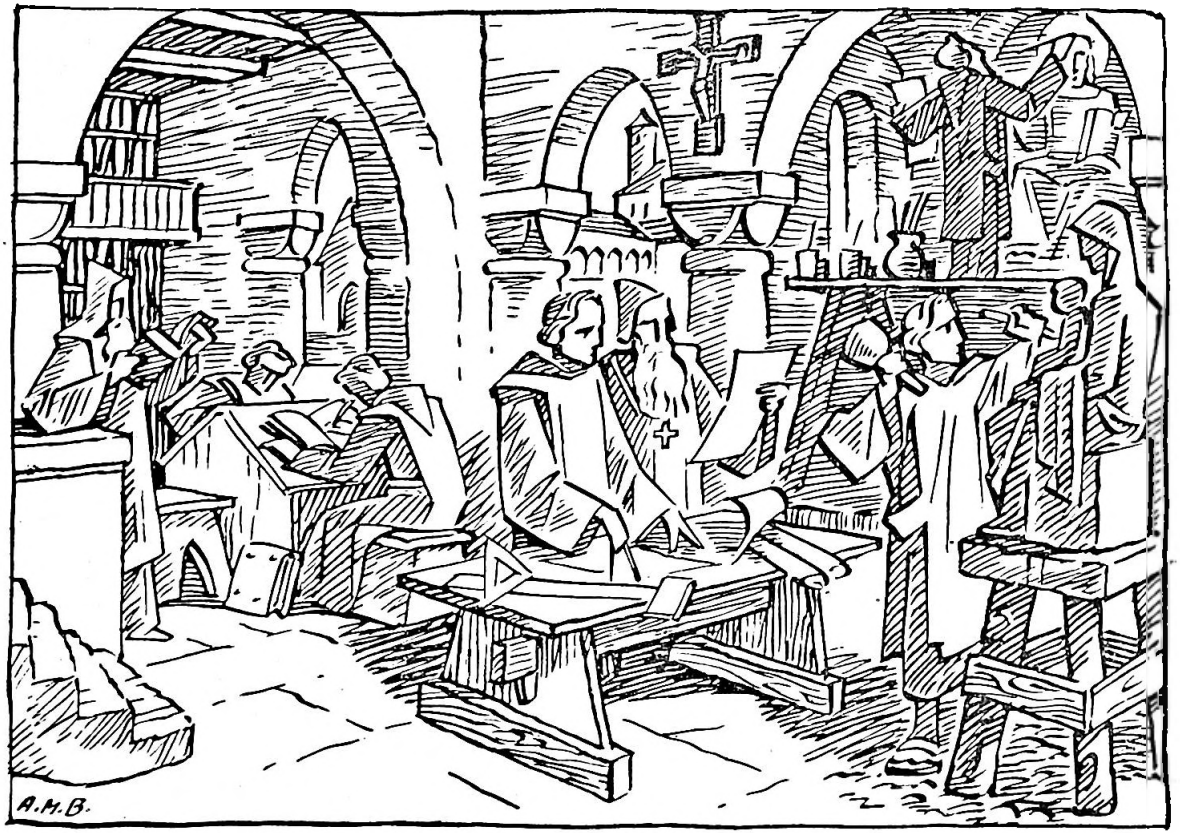
Neben dem Kellermeister steht ein Mönch, der ein mächtiges Pergament in den Händen hält und die Namen der einzelnen Leute mit den pflichtigen Abgaben verkündet. Eben ruft er: „Der Liutfrid von Zillschlacht soll bringen, was dem gnädigen Herrn gehört, zwei Malter Korn, eine Bockshaut für einen Schilling, drei Herbsthühner, zwei Viertel Bohnen und ein Talent Pfeffer!" Aus der Schar der Zinsleute ruft eine kräftige Männerstimme: „Da bin ich!" Der Aufgerufene tritt mit seinem Knaben und einem Knecht in den Hof, um sich seiner Bürde zu entledigen. Auch der Knabe ist froh, die ungebärdigen Hühner in seinem Korbe loszuwerden.

Indessen hat der Mönch am Tore schon wieder zwei andere aufgerufen: „Die Brüder Walthram und Folchart von Wilen sollen bringen, was dem gnädigen Herrn gehört, eine Pflugschar für vier Pfennige, zwei Mütt Kernen, zehn Alpkäse, sechs Viertel Nüsse, ein Viertel Aepfel und ein Ziegenfell!" Wieder melden sich die Aufgerufenen und treten keuchend zum Kellermeister, der alles mustert, die Früchte messen und in den Speicher bringen lässt, während ein zweiter Bruder die übrigen Sachen in die dafür bestimmten Räumlichkeiten trägt. Nachdem die Dienstbauern ihren Teil abgegeben haben, schreiten sie zuerst zur Kirche hinüber, um unten in der Gruftkirche vor dem Reliquienschrein des heiligen Gallus zu beten. Der Zinstag ist für sie auch ein Wallfahrtstag. Sie finden in der Krypta noch eine ganze Anzahl anderer Zinsleute, die beim matten Scheine der immerbrennenden Ampel beten. Freilich ist es so wenig hell, dass sie die einzelnen kaum zu erkennen vermögen und auch die Goldplatten der Verkleidung und die wertvollen eingelegten Steine am Gallusschreine kaum gewahren. Nachdem sie geraume Zeit in der Gruftkirche verweilt haben, begeben sie sich ins Münster hinauf, das ebenfalls nur spärlich erhellt ist. Freilich brauchen sie ja nicht viel zu sehen, weil keiner des Lesens kundig ist und deshalb alle ohne Bücher die aus dem Gehör gelernten Gebete verrichten. Nachdem Walthram und Folchart vor jedem der vielen Altäre kurz gebetet haben, treten sie wieder hinaus und schlendern dann zum Wirtshaus hinüber, das ganz in der Nähe der Klostermauern gegen Westen liegt. Dort wollen sie sich nach den Mühen des Vormittags bei einem gehörigen Imbiss zur Heimkehr stärken.

Ein Bauer nach dem andern liefert so seinen Bodenzins ab, der eine mehr, der andere weniger, je nach Grösse und Ertrag seines Hofes. Viele haben einen oder zwei Knechte bei sich, andere Mädchen oder Knaben. Auch der Landolt von Flawil hat seinen Zwölfjährigen mitgenommen, den er dem Bruder Ratker, der immer so freundlich zu ihm ist, einmal zeigen will. Sobald der Bruder den beiden ihre

Sachen abgenommen und sich versichert hat, dass im Augenblicke der Andrang der Zinsleute nicht allzu stark ist und man ihn also wohl ein Viertelstündchen vermissen kann, sagt er zum kleinen Otto und seinem Vater: „Folgt mir, ich will euch rasch einiges zeigen." Landolt hat ihm nämlich schon öfters erzählt, sein Aeltester spreche ständig davon, später einmal Klosterbruder werden zu wollen. Der Bruder führt die beiden an den Werkstätten der Handwerker vorbei zu den Wirtschaftsgebäuden hinüber. Otto kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus, soviel Neues gibt es da auf Schritt und Tritt zu sehen und zu hören. Er sieht die Gerber Häute in die Gruben legen, hört hunderterlei Geräusche vom Feilen und Hämmern der Eisen- und Silberschmiede, vom Sägen der Zimmerleute, vom Hobeln der Schreiner, vom Klopfen der Böttcher und Wagner, tut rasch einen Blick in die Werkstatt der Schuster und Sattler und entdeckt auch die Schwertfeger und Schildmacher, deren Arbeitsraum eine kleine Waffenfabrik darstellt. Bruder Ratker gibt ihm auf alle Fragen bereitwillig und freundlich Auskunft. „Siehst du", sagt er nach dem Besuch der kleinen Waffenfabrik, „die Ringmauer des Klosters allein genügt nicht, sie muss jederzeit auch eine bewaffnete Besatzung haben, damit wir uns vor den wilden Ungarn oder andern herumschwärmenden Kriegshorden zu schützen vermögen." Einige Schritte weiter sieht er die Mönche beim Bierbrauen, während drüben der Klosterbäcker seines Amtes waltet. In der Dreschtenne richtet man sich bereits für das Dreschen des abgelieferten Kornes ein, damit der Müller in der Klostermühle am Bach drüben vorankommt. Auf dem grünen Rasen vor dem Federviehstall watscheln die Gänse herum, während die Hühner eifrig nach den bereits seltener werdenden Würmern picken. Im Obstgarten bindet der Bruder Gärtner sorgfältig die jungen Mandel- und Pfirsichreiser fest, damit ihnen der rauhe Schneewind nichts anhaben kann.

Ueberall möchte Otto gerne einige Minuten verweilen, um den emsigen Händen zuzusehen, allein Bruder Ratker drängt vorwärts, zum Gemüsegarten hinüber, wo ein Gärtnergehilfe eben den letzten Kohl und Pastinak aus den Beeten entfernt. Bruder Ratker entschwindet einen Augenblick im Gärtnerhaus, an dessen Wand Grabscheit, Karst und Hacke lehnen, und kommt nach einigen Augenblicken mit einem kleinen Stoffsäcklein zurück. „So", sagt er, „da habe ich euch sorgfältig sortiert die Samen der fremden Küchenkräuter. Neben Kerbel und Koriander, habe ich auch Lattich, Knoblauch, Pfefferkraut, Petersilie und Mangold beigelegt. Was sich zur frühen Aussaat eignet, habe ich in kleinere Säcklein gelegt." Erfreut über die Güte des Bruders nimmt Ottos Vater die Gabe mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!" in Empfang. Dann geleitet der Bruder sie wieder zur Pforte


A.M.B.

zurück, denn er ist viel länger, als er beabsichtigte, ausgeblieben und muss schleunigst zur Arbeit zurück, da er den Kellermeister nicht erzürnen will. Richtig! Die Zahl der Zinsleute im Hofe ist aufs Doppelte gestiegen, und Otto muss sich eng an seinen Vater halten, damit er ihn beim Verlassen des Hofes nicht verliert. Das eine aber steht nach all dem Gesehenen und Gehörten fest: Er will auch einmal Klosterbruder werden!

Auf dem Wege zum Wirtshaus begegnen die beiden einigen zerlumpten Gestalten, die sich müde und teilweise sogar an Krücken zur Klosterpforte schleppen. Es sind zwei Halblahme und drei Bettler, die mit dem Einbrechen der kalten Jahreszeit immer weniger eine Unterkunft finden und darum im Pilgerhaus des Klosters eine Zufluchtsstätte suchen. „Begreifst du nun, wozu das Kloster all die Abgaben benötigt?" sagt Vater Landolt zu Otto. „Die Mönche brauchen unsere Zinse nicht bloss für sich selbst, sondern auch für diese armen Tröpfe, die manchmal in grosser Zahl die Wohltätigkeit des Klosters beanspruchen. Dabei will ich nicht reden von dem, was auf den Tisch muss, wenn hohe Herrschaften, Fürsten, Aebte und Bischöfe dem Kloster ihren Besuch machen. Und übrigens brauchen wir das alles nicht umsonst zu tun. Das Beten der frommen Brüder gilt auch uns, und wenn fremde Herren uns bedrohen, geniessen wir den Schutz des Klosters. An der Spitze seiner Dienstmannen reitet der Abt hinaus, uns vor Ueberfällen zu schützen. Ich entsinne mich noch heute mit Schrecken des letzten Einfalles der Ungarn, da wir uns ins Kloster flüchten und nach einigen Tagen wohlbehalten heimkehren konnten." Unter solchen Gesprächen gelangen sie zum Wirtshause, wo sich bereits eine grosse Anzahl Hungriger eingefunden hat. Landolt wird von den Anwesenden freudig begrüsst.

Er begibt sich an den Tisch, an dem die Freien sitzen. „Wenn der Huben und Roncalen (beides Bezeichnungen für 40 Jucharten) einmal bei uns zu viele werden sollten, dann musst du nicht bloss Keller, sondern Mayer werden!" ruft Mangold von Andwil, als sich der Angekommene gesetzt hat. „Jawohl!" stimmen alle wie aus einem Munde bei. „Bis dahin", entgegnet Landolt, „können noch Jahre vergehen. Einstweilen wird das Kloster noch keinen Kellhof (Mittelpunkt kleinerer Höfe, auf dem der Oberbauer, der Keller oder Mayer die Oberaufsicht führte) benötigen." - „Glaub's wohl, du redest so", ruft ein anderer, der sich nach jedem Zug aus dem mächtigen Bierkrug den langen Bart streicht, „du trägst noch gerne zur Weihnacht Hühner und Eier, zur Fastenzeit Fische, zu Ostern Lämmer, zu Johannis ein paar Schillinge und Denare für die Bedachung des Klosters hierher, wenn du jedesmal von Bruder Ratker ein so rundes Säcklein erhältst wie heute."

„Damit hast du recht", entgegnet Landolt. „Aber gräme dich nicht, sollst im Frühjahr auch was bekommen davon".

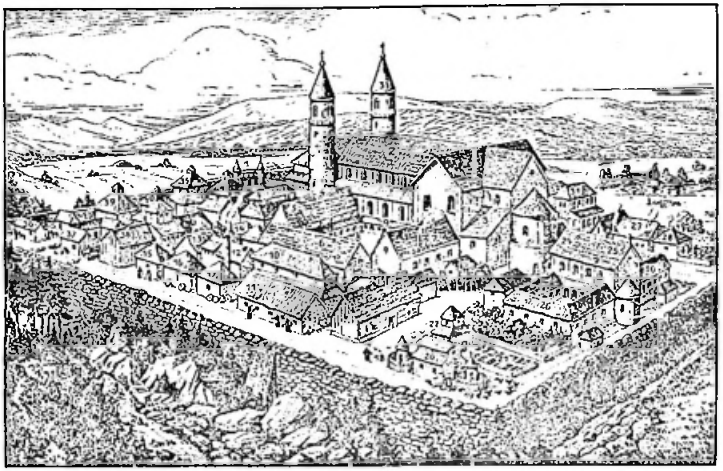
„Ja, ja", mischt sich ein kleines Männchen ins Gespräch, „Ihr seid nicht der einzige, der die gute Gesinnung der Brüder erfahren hat. Auch mir ist's gut gegangen. Seit Wochen lag ich im Siechenhaus des Klosters, bin nun aber dank der feinen Pflege des Arztes wieder gesund. Mögen's die Mönche auch gut haben durch uns, muss ich auch jede Woche meine drei Tage Fron leisten, in Zukunft tu ich's wieder gern."

Die übrigen sagen nicht viel auf diese Rede, da sie daran den Hörigen erkennen, mit denen sie nicht auf dem besten Fusse stehen und über die sie sich erhaben dünken. Sie schlürfen eine Zeitlang schweigend ihr Bier und brechen dann langsam, nachdem sie sich tüchtig gestärkt haben, zum Heimwege auf.

Unterdessen ist es Nachmittag geworden. Die letzten Zinsleute, die hauptsächlich Fische herbeitragen, stehen am Klostertor. Sie kommen offenbar vom Bodensee herauf und sind froh, wenigstens das erstemal den grossen und unheimlichen Arboner Forst durchschritten zu haben. Hätten sie nicht an der Seite ihrer Männer gehen können, hätten die Frauen nur mit Schrecken den gefährlichen Weg angetreten, zumal man drunten am See schon seit einigen Tagen wieder von neuen Ungarneinfällen munkelt.

Arbeitsaufgaben:

1. Welche Gebäudegruppen gehörten zur Klostersiedlung? (Kirchen, Schulen usw.)
2. In welcher Form entrichteten die Bauern ihre Bodenzinse?
3. Nenne andere Zinsherren der damaligen Zeit!
4. Findest du eine Erklärung für die eigenartigen Masse, die im Text genannt werden?
5. Welche Küchenkräuter verwendet deine Mutter?
6. Beschreibe kurz die beigefügten Zeichnungen!
7. Bezeichne auf einem Skizzenblatte der Schweiz den Standort der wichtigsten Klostersiedlungen!



Das Kloster St.Gallen nach dem Plane des Abtes Gozbert

1 Tor
2 Kirche
3 Sakristei
4 Bücherei mit Schreibstube
5—7 Wohnhaus der Brüder
8 Innerer Hof
9 Säulengang
10—14 Handwerkerhäuser
15 Fruchtdarre
16, 17 Mühlen
18, 19 Höfe für das Federvieh
20 Wärterhäuschen
21 Gemüsegarten
22 Gärtnerhaus
23 Friedhof
24 Spitalkirche
25 Jugendkirche
26 Innere Schule
27 Apothekergarten
28 Wohnhaus des Arztes
29 Aderlasshaus
30 Krankenhaus
31 Abtswohnung
32 Aeussere Schule
33 Michaelsturm
34 Herberge für arme Pilger und Reisende
35 Gesindehäuser
36—41 Stallungen

8

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Zwei Gulden und ein Sechser

Taufrisch geht der Morgen auf über der Stadt. Noch ist es still in den Gassen. Nur die Kirchgänger eilen in vereinzelten Gruppen zum Münster. Sie tragen alle bunte Festtagsgewänder. Es scheint ein Tag besonderer Art bevorzustehen.

Da horch! Auf dem holprigen Steinpflaster der engen Gassen tönt Hufschlag. Ein schwerbepackter Frachtwagen, überzogen mit einer grauen Blahe, steuert dem Marktplatz zu. Bewaffnete Reisige begleiten ihn. Unter ihnen fällt ein hochgewachsener Mann auf mit derben Schuhen und groben Kleidern. Er trägt ein langes Messer an der Seite und eine lederne Geldkatze am Gurt. Es ist ein fremder Kaufmann, der von Markt zu Markt zieht und sich infolge eines Radbruches, der sich gestern einige hundert Schritt vor den Stadtmauern ereignete, etwas verspätet hat.

Vor kurzem hat der Zug den engen Durchgang des Stadttores passiert. Die Torhüter haben eingehend jede Warenballe angeschaut. Nachdem alles in Ordnung befunden war, hat der Kaufmann den Torzoll entrichtet. Wie froh ist er nun, dem Gedränge entronnen zu sein!

Wie der Warenzug auf dem Marktplatze ankommt, wird er vom Marktherrn zur Ratswaage geleitet, wo der vereidigte Waagemeister mit Hilfe der Träger und Ballenbinder das genaue Gewicht der Waren feststellt. Dann entrichtet der Kaufmann die Waagegebühr und das übliche Wegegeld, das von der Stadt zur Verbesserung der Strassen verwendet wird.

Auf dem nahen Marktplatz herrscht indessen ein geschäftiges Kommen und Gehen. Krambuden werden aufgerichtet, Säcke, Körbe, Kisten und Fässer herbeigeschleppt, denn ehe die Messe zu Ende geht, müssen die Marktvorbereitungen vollendet sein. Einheimische wie fremde Händler legen ihre Waren zum Verkaufe zurecht. Dort, wo die Gassen in den Platz einmünden, stellen sich die Geldwechsler auf, meist Juden. Die Christen dürfen nach der Auffassung der Zeit kein Geld gegen Zins ausleihen. Darum liegt der ganze Geldverkehr in den Händen der Juden und anderer Fremden. Den Juden ist es ohnehin verboten, ein Handwerk auszuüben, weshalb sie gezwungen sind, sich im Handel zu betätigen. Sie hoffen, auch heute wieder gute Geschäfte zu machen. Seitdem der König mit dem Marktrecht auch die Bewilligung zur Errichtung einer Münzstätte gegeben hat, blüht das Geschäft des Geldwechslers. Da fast jeder fremde Käufer und Verkäufer wieder eigene Münzen mitbringt, werden bestimmt viele kommen, ihr Geld in einheimische Münze umzutauschen.

Bevor die Leute das Münster verlassen, wird das Marktkreuz aufgerichtet. Es ist das Wahrzeichen des Marktfriedens, der nicht gebrochen werden darf, und deshalb eine ernste Mahnung für die Streithähne. Durch dieses Zeichen sind Gut und Leben, Waren und Geld der Kaufleute geschützt.

Kaum hat das Volk den feierlichen Morgengottesdienst verlassen, geht am Rathaus die rote Fahne hoch, und der Markt kann beginnen. Alsbald erhebt sich auf dem ganzen Platze lebhaftes Treiben. Die Händler schreien; jeder preist seine Ware als die beste an. Allein Bürger und Bauer feilschen gerne und schimpfen über die hohen Preise. Schliesslich aber werden sie doch handelseinig.

Es ist eine Lust, zwischen den Marktständen und Krambuden hin- und herzuschlendern. Was man sonst nie kaufen kann, hier wird es feilgeboten: Knisternde Seide, bunte Tücher, blitzende Glasperlen, Schmucksachen aller Art. Sogar Kettenpanzer, Eisenhandschuhe und Harnische verkaufen die wandernden Kaufleute. Alle diese Sachen sind begehrt, denn die Zeiten sind kriegerisch.

Indessen hat der Markt kaum begonnen, und schon spielt sich am

Eingang zur Metzgergasse eine erregte Szene ab. „Betrüger, Gauner", schreit ein grossgewachsener Bauer einem Juden ins Gesicht, den er beim Barte gefasst hat. „Gib die Münze heraus, sag' ich, sonst hau' ich zu!" Im Nu schart sich die schaulustige Menge um die beiden. Kaum aber haben einige versucht, die Streitenden auseinanderzubringen, treten zwei Männer herzu, ihrem Gewande nach die Marktpolizei. Sie stellen die beiden zur Rede. Da keiner der Schuldige sein will, werden beide in Haft genommen und weggeführt, der Jude, weil er den Bauern betrog, der Bauer, weil er dem andern mit der Faust gedroht und den Marktfrieden gestört hat. Dann verläuft sich die neugierige Menge wieder zwischen den Tischen und Bänken, den Buden und Zelten, die einen zum Einkauf, die andern zum Zeitvertreib.

Allerdings ist es nicht immer leicht, mit den Händlern fertig zu werden. Besonders die Fremden klagen über die schlechten Strassen, die vielen Zölle und die räuberischen Horden, die ihnen trotz des städtischen Schutzgeleites auf Weg und Steg aufgelauert haben. Wie manchmal sind sie auf den sandigen Wegen eingesunken. Ueber alle Marktherren schimpfen sie, dass sie wohl Weg- und Zollgeld nehmen, sich aber um die verlotterten Strassen nichts kümmern. Allein die Bürger haben kein Ohr für ihre Klagen, und noch weniger die Bauern, die vom Lande hereingekommen sind. Ihr ganzes Sehnen und Trachten gilt den Waren, welche da in der Vormittagssonne leuchten und blitzen. Besonders die Händler mit den Töpferwaren haben starken Zudrang. Obwohl der eine und andere Bauer selbst noch solche Dinge fertig bringt, versteht er es doch nicht, die Krüge, Schalen und Tongefässe so gleichmässig zu drehen und sie so anmutig zu verzieren.

Aber nicht bloss die Töpfer, auch die Schmiede sind auf dem Platze. Sie halten Werkzeuge und Waffen feil. Besonders Schwerter, Helme und Hellebarden sind gefragt. Die Schuster zeigen die neuesten Schnabelschuhe aus buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erheben und dann wie der Kamm eines Truthahns herabhängen. Bei den Beutlern, die neben den Riemern und Sattlern ein eigenes Handwerk ausüben, finden die Patriziersfrauen Handschuhe und zierliche Ledertaschen, die mit Ambra parfümiert sind.

Ganz besonders schöne Dinge haben die Glaser auf den Markt gebracht. Obwohl sie früher als einfache Werkleute galten, verstehen sie es jetzt, durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen. Die farbigen Einzelteile haben sie kunstvoll zu Bildern zusammengesetzt und in Blei gefasst. Sogar Gesichter und Haare

haben sie gemalt. die Gewänder mit dunkler Farbe schattiert und helle Stellen ausgeschliffen.

Die Holz- und Elfenbeinschnitzer preisen ihre Muttergottesbilder und Heiligenfiguren, während die Gold- und Silberschmiede glitzernde Ketten und Halsgeschmeide anbieten. Sie finden bald Liebhaber für ihre kostbaren Sachen, pflegen doch auch die gestrengen, wohlweisen und fürsichtigen Herren Räte mit ihren Frauen und Töchtern den Markt zu besuchen. Anmutig sehen die Stadtfrauen aus in ihren Linnenhauben, die durch das Kinntuch festgehalten werden. An der Seite tragen sie eine Ledertasche zum Aufbewahren der Schlüssel und ähnlicher Sachen. So reich die Formen der Stadthäuser sind, die den Marktplatz umrahmen, so bunt und vielfältig erweisen sich die Gewänder der Marktbesucher. Allein die feilschenden Menschen haben jetzt kein Auge für die schönen Steilgiebel, Erker, Lauben und Butzenscheiben, die erstaunt auf das ungewohnte Treiben blicken.

Freilich, nicht überall bietet die Stadt den gleichen schönen Anblick wie auf dem Marktplatze. Sobald man in die engen Nebengassen gelangt, erblickt man meist kleine, aus Holz gebaute und mit Stroh gedeckte, zweistöckige Häuser. Im Erdgeschoss befindet sich der Arbeitsraum des Handwerkers oder Kaufmanns. Im ersten Stock folgen Küche und Stube und im zweiten die Schlafzimmer. In den meist fensterlosen Räumen herrscht Dunkelheit; deshalb sind sie einfach und schmucklos eingerichtet. In den Gassen tummeln sich oftmals Hühner, Gänse, Ziegen und Schweine. Misthaufen verbreiten einen üblen Geruch. Auch der Abfall wird auf die Gasse geworfen. Da es im Hausinnern dunkel ist, arbeiten die meisten Handwerker vor ihrem Hause.

Doch halt! Was ist denn nur dort los? Unter einem grossen grauen, verwetterten Zeltdache hervor dringt ein ohrenbetäubender Lärm. Davor drängt sich die Masse Kopf an Kopf, als wären da die seltsamsten Dinge zu sehen.

In der Tat! Allerlei fahrendes Volk, Seiltänzer, Gaukler und Schwertschlucker haben hier ihre Schaubude aufgeschlagen. Eben wird ein missgestaltetes Tier, ein fünfbeiniges Schwein vorgeführt, das elendiglich quiekt. Darauf werden lachende Vögel, tanzende Schlangen und andere Tiere vorgezeigt, die vor dem belustigten Publikum allerlei Kunststücke ausführen. Ein braungebrannter Mann mit wildem Kraushaar lässt scharfgeschliffene Schwerter in seinem Rachen verschwinden, ein anderer verschluckt Dutzende von Eiern, die er sich hernach aus dem Hinterkopfe, unter den Achselhöhlen und sogar zu den Ohren wieder herauszieht.

Immer lauter wird das Marktgetriebe, immer zahlreicher strömt das Volk zum Platze. Die einen umlagern die Tische, auf denen die Gewürzhändler neben den einheimischen Küchenkräutern die fremden Gewürze, wie Pfeffer, Muskatnuss, Zimt und Gewürznelken ausgelegt haben; andere begeben sich zu den dunklen Gewölben der den Marktplatz umwohnenden Kleinhandwerker, wo ebenfalls jeder die Käufer mit besonderen Stücken anzulocken sucht. Selbst die Schneider haben starken Zustrom wegen der neumodischen geschlitzten Kleider, die sie ausgedacht haben.

Fast unvermerkt kommt der Mittag heran, und schliesslich ist der schöne Platz gar nicht wieder zu erkennen. Der hochragende Rolandsbrunnen mit der Statue des Stadtheiligen überragt allein noch das bunte Gewoge, und würden nicht Pranger, Schandpfahl und Narrenhäuschen hinter den Zeltdächern der Buden hervorgucken, würde kein Mensch mehr vermuten, dass an andern Tagen auf diesem gleichen Platze Gericht gehalten wird und Missetäter hingerichtet werden. Eine Zeitlang scheint das Marktgetriebe zu stocken. Viele der Käufer begeben sich heim zum Mittagessen, während ein Teil der Händler sich im Wirtshaus „Zum blauen Hecht" einfindet. Hier geht es an diesem Tage immer lustig zu und her. Die meisten Fremden, die hier einzukehren pflegen, haben ihre Waren von weit her gebracht. Aus Venedig und Genua haben sie Teppiche, Samt und chinesische Seide, sowie Gewürze aus dem fernen, sagenhaften Indien, aus Mailand italienische Früchte, aus Brabant und Flandern kostbare Tuche, aus Frankreich feurigen Wein herbeigeschafft. Da plaudern sie denn zusammen am grossen Tische; ein jeder weiss irgend etwas Wundersames zu berichten. Alle tragen sie die gleichen Sorgen und hegen die gleichen Hoffnungen. Das lässt in ihrem Kreise, obwohl viele sich wildfremd sind, doch ein leises Heimatgefühl aufkommen.

Kaum hat indessen die Sonne die Mittagshöhe überschritten, hebt auf dem Marktplatz und auf den naheliegenden Gassen von neuem das Feilschen und Rufen wieder an. „Hieher, schöne Dame! Echte Teppiche aus Damaskus", schreit einer. „Gute, billige Ware", ruft ein anderer. An den Tischen und Bänken der Geldwechsler herrscht Hochbetrieb. Von allen möglichen Münzen blitzt und blinkt es da. Nicht bloss die alltäglichen Kleinmünzen wie Pfennige, Heller, Kreuzer und Batzen, sondern auch Gulden, Dukaten, silberne Groschen und nigelnagelneue Taler werden eingewechselt. Geruhsam prüfen die Wechsler jede Münze auf Feingehalt und Gewicht. Sie lassen sich nicht leicht eins über die Ohren hauen. Viel eher erliegen die Käufer ihren Schlichen und Ränken. Manchmal kommt es vor, dass

einer, wenn er die verlangte Münze nicht wechseln kann, dem Käufer einfach einen Zettel gibt. Darauf schreibt er, dass er ihm das verlangte Geld ausbezahlen werde, sobald er es habe. Schlimm ist's nun allerdings, wenn der Wechsler allzuviel Geld ausgibt und schliesslich die Zettel nicht mehr bezahlen kann. Da erscheint alsbald der Marktvogt. Der nimmt dem Wechsler all' sein Geld weg und mit gebieterischer Stimme spricht er zu ihm: „Da du unehrlichen Handel getrieben und Geldzettel geschrieben hast, die du nicht mehr einlösen kannst, verbiete ich dir im Namen des hohen Stadtrates, dein Wechselgeschäft noch weiter zu betreiben. Und damit du niemanden mehr hintergehen kannst, zerbreche ich im Namen des Gesetzes deine Bank!" Und mit beiden Händen fasst er seinen schweren Säbel, schlägt mit dem Rücken so stark auf das Brett, dass es kracht und schreit dabei: „Banca-rotta!" (Bankrott). Längst sind die fremden Worte dem Volk bekannt und ein jeder weiss, dass es sich da um einen handelt, der nicht mehr zahlen kann.

Im Laufe des Nachmittags wird der Wechsler mit seinem streitsüchtigen Genossen aus der Metzgergasse, dem Bauern und einem Metzger von den Stadtknechten nach der Gerichtslaube unter den Rathausbögen geführt. Dort tagt das Marktgericht. Rasch sammelt sich eine Schar Neugieriger vor der Laube. Allerlei Vermutungen gehen von Mund zu Mund. Sicher harrt der Betrüger und Raufbrüder eine schwere Strafe, vielleicht sogar Verlust der Hand.

Eine Weile nach der Gerichtssitzung bekommt der Pranger an der Rathausecke einen Insassen. Es ist der Metzger, der in das Halseisen geschlossen wird, weil er falsches Gewicht gegeben hat. Gaffend und mit den Fingern auf ihn zeigend, schlendert das klatschliebende Volk an ihm vorbei. Es ist wahrlich kein Vergnügen, in der ermüdenden Lage dort oben zu stehen, wo sonst der Platz ist für böse Frauen, schlechte Ehegatten, Säufer und Tagediebe.

Gegen Abend strömt das Volk mehr und mehr zu den Gaden, wo gekochte Fleischwaren feilgeboten werden. Schon von weitem verkünden Geschrei und Gejohle, dass an diesem Ort, genannt „unter den Köchen", die Lieblingsstätte der Schlemmer zu suchen ist. Was es da alles gibt! Gesottenes und gebratenes Fleisch, Würste, gespickte Vögel und Wildbret. Auch gesalzene Heringe und andere Fische werden verzehrt. Die Leute lieben ein gutes Gericht, und deshalb wird wüstes Leben und Treiben hier bis spät in die Nacht hinein dauern.

Ehe man sich's denkt, bricht die Nacht herein. Schon wird die Marktfahne am Rathaus abgenommen. Bald ziehen zu allen Toren hinaus

in bunter Folge Karren und Menschen. Befriedigt schaut der Handwerker den Abziehenden nach, denn auch er hat heute manches Geldstück hinter das kupferne Zahlbrett geschoben. In den Gassen aber wird es noch einmal lebendig. Wer Geld im Beutel hat, geht in die Trinkstuben. Der Vornehme begibt sich in die Geschlechterstube, um dort in geschlossener Gesellschaft seltene Speise und teuren Wein zu geniessen; der Handwerker sucht die Zechstube seiner Innung auf, und der gewöhnliche Bürger tritt in die öffentliche Schenke ein, wo allerhand wildes Volk die Anwesenden bis zum ersten Klang der Ratsglocke mit Spässen und Lügengeschichten unterhalten wird.

Arbeitsaufgaben:

1. Bestimmt hast du einen Frühlings- oder Herbstjahrmarkt in einer Stadt besucht. Ein Vergleich zwischen früher und heute ergibt eine aufschlussreiche Gegenüberstellung. Berichte!
2. Beschreibe die vorliegende Zeichnung!
3. Gib Aufschluss über die Herkunft des Wortes „Bankrott"!
4. Ueberlege, warum gerade in jener Zeit die Gewürze so begehrt waren! Denke dabei an die Herkunft der Gewürze und die Erschliessung neuer Handelswege vor 500 Jahren!
5. Schon damals bestanden vielerlei Geldsorten. Welche? Im Text erfährst du auch, wer besonderen Nutzen daraus zog.
6. Betrachte die Bauten des Bildes und ziehe Vergleiche mit einer modernen Stadt!
7. Das Mittelalter kannte andere Strafen als wir. Schildere!
8. Versuche die einzelnen Abschnitte mit einem Stichwort festzuhalten! (Beispiele: Warenzug, Vorbereitungen, Gauner und Polizei).
9. Von welchen Handwerkern ist hier die Rede? Jeder bringt etwas anderes auf den Markt. Erzähle!
10. Auf Grund des vorliegenden Bildes kannst du eine mittelalterliche Stadt beschreiben (Mauerring, Marktplatz, Gassen usw.).

9

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Der Fronvogt ruft zum Burgbau

Talaufwärts reiten zwei Männer. Der eine von ihnen trägt einen grünen Rock, der mit einem Ledergurt festgeschnallt ist. Daran hängt ein Schwert. Von seinen Schultern fällt ein langer, grauer, pelzverbrämter Mantel, während die Hosen in bunten Farben leuchten. Der neben ihm Reitende ist viel einfacher gekleidet. Beide sprechen während des Reitens eifrig miteinander. „Ihr seht selbst", beginnt jetzt der Vornehmere wieder, „dass es so nicht mehr weitergehen kann. Von allen Seiten ist man von Feinden umgeben und bald seines Lebens nicht mehr sicher. Es bleibt nichts anderes, als so rasch wie möglich eine gut befestigte Burg zu bauen. Fragt sich nur wo." Der andere nickt eifrig und deutet eben, wie sie an eine Wegbiegung kommen, auf einen felsartigen Vorsprung des rechts liegenden Hügelrückens. „Dort!" ruft er aus, „dort fände sich wohl eine günstige Stelle für den Bau." Alsbald spornen sie ihre Pferde. Im Trab reiten sie an den wenigen mit Stroh gedeckten Bauernhäusern vorbei, die am Wege liegen, dem Felsvorsprung zu.

Vorerst müssen sie einen dichten Wald durchqueren, und die Pferde suchen durch das Gestrüpp in mühsamen Windungen die Höhe zu erreichen. Diesmal haben sie mit ihrer Vermutung recht gehabt. Der

felsige Hügelvorsprung ist wie geschaffen für den Plan. Zwar ist er von dichtem Wald überwachsen, der gefällt werden muss, damit das Nahen des Feindes rechtzeitig wahrgenommen werden kann. Das wird ein wackeres Stück Arbeit kosten. Aber steht erst einmal die Burg, so lässt sich nachher leicht ein tiefer Graben ausheben, der dem Feinde bei aufgezogener Brücke den Zutritt wehren wird. Eine Quelle für das notwendige Wasser muss sich auf dem Waldgrund auch finden lassen, wenn es vielleicht auch nötig wird, einen tiefen Sodbrunnen zu graben.

Nachdem die beiden das Gebiet abgesucht haben, schwingen sie sich befriedigt wieder auf ihre Pferde. Der zukünftige Ritter und sein Dienstmann reiten fast schneller noch, als sie gekommen sind, den früheren Weg zum Herrenhof zurück. — Am Nachmittag schon begibt sich der Fronvogt zu den Bauern, um sie zum Burgbau aufzubieten. Dann muss er versuchen, im Lande herumwandernde Bauleute aufzufinden. Nachdem auch das Werkzeug und die nötigen Baustoffe beschafft sind, beginnt eines Tages der Burgbau.

Zunächst werden die steilen Abhänge des Hügelkopfes von Hochwald und Buschwerk möglichst befreit. Dann wird die Burgstrasse gebaut, auf der einstweilen die Baustoffe herbeigeschafft werden. Sie muss so angelegt werden, dass sie nur einen schmalen Zugang bietet, und dass der Wächter auf dem Wartturm sie bequem überblicken kann. Die Hinaufsteigenden sollen gezwungen werden, ihre rechte, vom Schilde nicht geschützte Seite preisgeben zu müssen. Wenn immer möglich schaut deshalb der Baumeister darauf, dass der Weg vor dem Burgtore scharf nach rechts umbiegt. — Nachdem diese Vorarbeiten beendigt sind, beginnt der Bau des Bergfrieds, der das wichtigste Gebäude darstellt. Es soll ein dreissig Meter hoher, viereckiger Turm werden, dessen Mauern unten drei Meter dick sind und zehn Meter Seitenlänge haben. Er dient dann dem Ritter als Warte (Luginsland), als Wehrbau für Belagerungen und im günstigsten Falle als Zufluchtsort, in dem sich die Belagerten noch einige Zeit halten können, bis etwaiger Ersatz eintrifft.

Eine harte Arbeit, die Monate dauert, ist das Herbeischaffen von grossen Steinen, die teilweise von den Steinmetzen mit dem Meissel bearbeitet werden. Mit einer Art Holzkran schichten sodann die Bauleute die schweren Steine aufeinander und streichen die breiten Fugen mit Mörtel aus. Damit man nicht lauter Sand verwenden muss, wird er mit rundlichen Kieseln und zerstossenem Sandstein vermischt. Aber nur ganz langsam wächst die Mauer empor, obwohl im Erdgeschoss keine Fenster angebracht werden. Hier sollen einmal Verbrecher und Gefangene schmachten. Quer durch das Mauer-

werk werden Hölzer gelegt, die als Baugerüst dienen und zugleich dem Ganzen mehr Halt geben. Erst etwa in einer Höhe von acht Metern lässt man ein Loch frei, das als Eingang zum ersten Stock oder Eingangsgeschoss dient, welches über dem untern Raume, dem Verlies gebaut wird. Mittels einer Treppe oder Leiter, die im Notfall bequem weggehoben werden kann, wird man zu der Oeffnung hinauf gelangen können.

Fast täglich erscheint der Burgherr, um den Fortgang des Baues zu besichtigen. Ganz genau erkundigt er sich beim Baumeister nach den Plänen für die oberen Stockwerke des Bergfrieds. Mit Genug-

tuung betrachtet er das kleine Loch, das den ersten Stock mit dem Burgverlies verbindet. Da drunten will er die Kerle dann schon gefügig machen! „Seht Ihr," erklärt der Baumeister, „hier an der Decke des ersten Stockwerks bringen wir eine Rolle an. Auf dem Boden, an der Wand, stellen wir einen Haspel auf, von dem das Seil zur Rolle führt und von da durch das „Angstloch" in die Tiefe. Auf einem Knebel dürfen dann die Bürschchen hinabreiten."

„Recht so!" lacht der Burgherr. „Und weiter?"

„Die Mauer nimmt an Dicke nun ab, so dass wir auf die inneren Absätze den Zwischenboden bauen können. Da im ganzen drei Stöcke zu erstellen sind, müssen sie durch Leitern oder Holztreppen

miteinander verbunden werden. Zuoberst kommen die Zinnen mit drei Lücken auf jeder Seite zu stehen und darüber das Dach mit dem Ausguck für den Wächter. Im untersten Stock, wo wir uns eben befinden, bauen wir einen Kamin für alle Fälle."

Befriedigt von den Erklärungen des Baumeisters nickt der Ritter. „Im Notfall also können wir diesen Turm auch als Wohnturm benützen, nicht wahr?" fragt er noch. „Natürlich," entgegnet der Meister. „Uebrigens, wenn die gute Witterung anhält, können wir die Bauzeit für den Turm gehörig kürzen und dann die andern Gebäude in Angriff nehmen. Die Zimmerleute sind schon bestellt und beginnen in einigen Tagen mit dem Herrichten der Balken und des Fachwerks."

In der folgenden Woche hebt auf dem Platze ein lebhaftes Hauen und Hämmern an. Die gefällten Bäume werden zu Balken gehauen. Aus andern entstehen dicke Bretter, die für den Bau der Wohngebäude bestimmt sind. Nicht bloss der Ritter und seine Familie müssen darin Platz haben, sondern auch die Dienstmannen, Knechte, Mägde und die Haustiere. Noch ehe der Bau des Bergfrieds beendet ist, wird der Platz für die Wohngebäude abgesteckt. Sie werden sich rechts und links vom Bergfried aus in einem Kranze um den inneren Burghof zusammenschliessen.

Zunächst dem Turm entsteht das Herrenhaus, der Palas. Er bildet den Mittelpunkt des friedlichen Verkehrs und Lebens auf der Burg. Im Gegensatze zu den andern Wohngebäuden wird er ganz aus Stein aufgeführt. Gerne hätte der Ritter ihn mehrstöckig angelegt, aber der gesamte Burgbau verschlingt so viel Geld, dass er den Palas nur einstöckig bauen kann. Damit das Herrenhaus vom innern Burghof nicht allzuviel Platz wegnimmt, wird es so auf die Seite gerückt, dass seine hintere Wand mit der Ringmauer in eine Richtung zu stehen kommt. Dadurch muss das Gebäude dann allerdings im Kriegsfalle zur Abwehr dienen. Sein Inneres enthält den Rittersaal, wo der Truchsess seines Amtes waltet. Hier kommt die ganze Ritterfamilie zum Mittagsmahle zusammen, oder die Männer halten da irgend eine Versammlung ab. Zum Saale führt eine Freitreppe, wo einmal der Burgherr und seine Gemahlin nach dem Mittagessen sitzen werden, um zu beraten über den würdigen Empfang erwarteter Gäste oder über die Jagd.

Schon hat der Sommer den Höhepunkt überschritten und noch sind ausser dem halbfertigen Bergfried und dem Palas die Nebengebäude zu erstellen. Da der Ritter gerne im nächsten oder spätestens im übernächsten Jahre die Burg beziehen möchte, drängt er den Baumeister fast täglich, ja mit der Arbeit zu eilen. Er ist froh,

wenn er mit seiner Familie recht bald eine sichere Wohnstätte beziehen kann, die es ihm ermöglicht, seinen Feinden und dem herumziehenden Gesindel Trotz zu bieten. Zudem hätte er gerne, wenn die Bauten in absehbarer Zeit fertig würden, weil sie viel mehr kosten, als er sich anfänglich vorgestellt hat. Es sind eben unterdessen noch mehr herumziehende Bauleute eingestellt worden, die beim Erstellen der Ringmauer, beim Innenbau der Nebengebäude und besonders den Grabarbeiten am Sodbrunnen ihre besonderen Kenntnisse zeigen sollen.

Eines Tages erscheinen zur Besichtigung des Baues die zukünftige Burgfrau und ihre Tochter. Sie sind erstaunt über den guten Fortgang der Arbeiten. „Aber wo sollen wir Frauen denn wohnen?" fragt die Burgherrin den Baumeister.

„Hier," entgegnet der und zeigt auf ein zur Linken des Turmes begonnenes Riegelhaus. „Die Kemenate oder das Frauenhaus werden wir in wenigen Monaten fertigstellen, sofern der Winter nicht zu früh hereinbricht. Das Gebäude ist das wohnlichste von allen. Es ist heizbar und enthält drei grössere Gemächer: Eines für Euch und Eure Familie zum Schlafen, eines für die Mägde und ein drittes, den Gadem, zum Besorgen der weiblichen Handarbeiten. Da mögen Euch dann die freien Mägde und die Töchter der Hörigen und Diener Flachs und Wolle spinnen, damit gross und klein mit den nötigen Gewändern versehen werde!"

„Und wo soll denn die Burgkapelle hinkommen?" fragt die Tochter der Burgfrau.

„Weil Ihr mich danach fragt, werde ich's Euch sagen müssen," entgegnet der Meister. „Es wird Euch nicht lieb sein, aber ich kann es nicht anders machen. Wie Ihr vielleicht wisset, war ursprünglich vorgesehen, die Kapelle im Palas einzurichten, wie das ja meist Brauch ist. Sie hätte als zweites Stockwerk in dem dort drüben liegenden Gebäude untergebracht werden sollen. Leider aber sind die Geldmittel Eures Vaters so knapp geworden, dass sie die Errichtung dieses Baues nicht mehr erlauben. Es wird Euch darum nichts anderes übrig bleiben, als in einem Wohngemach einstweilen eine kleine Altarnische aufzurichten."

Nur ungern hat die Ritterstochter diesen Worten des Baumeisters zugehört, aber sie weiss, wenn der Vater entschieden hat, wird nichts mehr geändert. „Nun, es wird sich schon ein Weg finden," denkt sie.

Unterdessen sind sie einige Schritte weitergegangen und vor den meterhohen Grundmauern eines dritten Gebäudes stehen geblieben.

„Da wird wahrscheinlich das Knechtehaus mit den Stallungen erstellt?" bemerkt die Burgfrau.

„Erraten!" ruft der Baumeister aus. „Allerdings," meint er, „wird man hier in irgend einem Raume auch Rüstkammer und Schnitzhaus unterbringen müssen. Denn irgendwo muss man doch die Balken für die Hurden, die Lanzen, Schilde und andere Waffen anfertigen und die Rüstungen und Waffenröcke verwahren können. — Im übrigen werden dann die Wirtschaftsgebäude mit dem Palas durch eine innere Burgmauer verbunden, sobald wir hier mit dem Bauen fertig sind."

Für diesmal sind die Frauen zufrieden und kehren nach beendigtem Rundgang wieder heim.

Die Arbeit an der Ritterburg aber schreitet rüstig voran. Vor allem wird jetzt der Burgbrunnen, der Sod, gefördert. Allerdings gelangt man erst in einer Tiefe von 50 Metern auf eine gute Quelle, die imstande sein wird, das nötige Wasser zu liefern. Der harte Grund macht den Männern viel zu schaffen, und sie atmen ordentlich auf, sobald man an einer Rolle vermittels eines langen Seils das erste Wasser emporwinden kann. Gut ist nur, dass man gerade in der Nähe des Bergfrieds die Quelle finden konnte, damit man auch im Belagerungsfalle mit Wasser versorgt ist.

Endlich, übers Jahr, ist der innere Burgring fertig gebaut. Man hat auch noch einen kleinen Raum für die Küche neben dem Palas anfügen können. Die Dächer der Nebengebäude sind mit Stroh gedeckt, der Palas mit eichenen Ziegeln. Da den Zimmerleuten nun nicht mehr viel zu tun übrig bleibt, beginnen sie mit dem Herstellen der wenigen Möbel für die einzelnen Räume. Tische und Böcke für den Saal, Bänke sowie Stühle müssen angefertigt werden. Das Schönste werden noch die Betten sein, wenn auch sonst die Ausstattung der Kemenate sehr spärlich ausfallen wird. Freilich, Knechte und Mägde müssen auf einem Strohsack schlafen und sich mit einfachen Felldecken gegen die Kälte schützen.

Die Hauptarbeit bleibt noch den Maurern. Damit die zu bauende äussere Burgmauer oder Ringmauer den starken Stössen der Mauerbrecher widerstehen kann, werden wiederum wie für den Turm grosse Steine herbeigeschleppt, aus denen man in weitem Bogen eine starke, von Zinnen gekrönte Mauer aufführt. Unter den Zinnen lassen Bauleute viereckige Löcher frei in der Mauer, damit man bei Belagerungen starke Balken hineinstecken kann, worauf Schutzdächer erstellt werden. In gewissen Abständen errichtet man Mauertürme und Bastionen, die ebenfalls der Verteidigung dienen.

Immerhin das Wichtigste von allem ist nun noch die Anlage des äusseren Burgtores. Es wird durch zwei Wachttürme stark befestigt, welche ein Wehrgang miteinander verbindet. In die Mauer lässt man starke Balken ein für die Zugbrücke. Die eichenen Planken der Brücke werden an eiserne Ketten gehängt oder mit starken Stricken festgebunden.

Besonders widerstandsfähig muss das Tor hergestellt werden. Freilich wird ja der Eingang durch ein aus Eisenstangen oder schweren Balken gefügtes Fallgatter verstärkt. Rasselt das einmal herunter, so wird jeder, der sich darunter befindet, niedergeschlagen, und den Eingedrungenen der Rückweg abgeschnitten. So ist der Eingang zur Burg dreifach gesichert: durch das starke Tor, das mit schweren Querriegeln verschlossen werden kann, durch das Fallgatter und schliesslich auch durch die Zugbrücke, die in aufgezogenem Zustande wie ein erstes Tor den Zugang wehrt.

Als letztes wird von den Erdarbeitern der Burggraben ausgeboben. Je breiter und tiefer er wird, um so besser. Dann soll es nur einer versuchen, in die Ritterburg einzudringen! Und gelänge es ihm auch, das Tor zu durchbrechen, so könnte die Verteidigungsmannschaft von Mauerzinnen und Türmen herab immer noch den zwischen der äusseren und inneren Burgmauer befindlichen Vorhof oder Zwinger verteidigen und die Eindringlinge von den Hurden aus mit einem Pfeilregen überschütten. — Nun ist der Bau vollendet, der Ritter gegen seine Feinde gerüstet! Sie sollen nur kommen, er wird ihnen das Eindringen sauer machen!

Nur im Burginnern ist da und dort noch etwas auszubessern oder nachzuholen. So werden im Burggarten noch die Beete für die Frühlingssaat hergerichtet. In der Küche und den Wohnräumen werden die Fussböden noch mit Geröll überschüttet, mit einem Mörtelguss bedeckt und feuerfest gemacht. Auch der Rauchfang über dem offenen Kochfeuer in der Küche wird noch angebracht, damit ein recht grosser Vorrat an Pöckelfleisch (zur Dauerware gemachtes Fleisch) dort getrocknet werden kann.

Dann eines Spätherbsttages lässt der Ritter seine ganze Habe aus dem Herrenhof heraufführen und jedes an seinen Platz bringen. Auch die groben Möbel werden in den Gemächern aufgestellt. Schliesslich entlöhnt er noch die fremden Bauleute, die ihm vorzügliche Dienste geleistet haben. Am frohesten aber sind die Hörigen und Leibeigenen, denn nun hat die schwere Baufron endlich ein Ende! Und wenn sie nun wieder in ihre ärmlichen Hütten zurückkehren, so beneiden sie die Burgbewohner durchaus nicht um ihren neuen Wohnsitz, weil es im bald hereinbrechenden Winter trotz allem

in der luftigen Burghöhe kalt und ungemütlich sein wird, zumal man an rauhen Tagen die Fenster noch nicht verschliessen, oder dann nur mit Stroh verstopfen oder einem Bretterladen einigermassen abriegeln kann. Und dann sitzt man im kalten, unwirtlichen Dunkel! Wäre es nur schon Frühling! So denken auch die Burgfrauen und Mägde.

Und eines Tages, wie der letzte Arbeiter über die Zugbrücke verschwindet, schallt aus der Höhe des Türmers Horn. Ein paar Fähnlein und Wimpel künden von den Zingeln herab ins Tal hinaus, dass auf der Höhe eine neue Burg entstanden ist.

Arbeitsaufgaben:

1. Zähle die wichtigsten Teile einer Burg auf und gib eine kurze Erklärung dazu!
2. Forsche nach einer Burgenkarte deines Heimatkantons und trage die wichtigsten Burgstellen auf einem Skizzenblatte ein!
3. Versuche den Grundriss der deinem Wohnort zunächst liegenden Burg zu zeichnen!
4. Stelle Redensarten und Ausdrücke zusammen, die aus der Ritterzeit stammen! Erkläre sie!
5. Suche ein Gedicht, dessen Inhalt das Leben oder die Taten eines Ritters beschreibt! Lerne es auswendig!
6. Sammle Bilder verschiedener Burgen!

10

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Schilde krachen - Lanzen splittern

Reitende Boten jagen durchs Land; von Burg zu Burg. So oft die Zugbrücke hinter ihnen hochgeht, wird es in Rüstkammer und Kemenate laut: „Was, ein Turnier? Hei, welch ein Fest!" Vorbei sind die langweiligen Winterabende, vorbei die Stille im Burghof. Das hat niemand sehnlicher erwünscht als die Leute Kurts von Frohburg. Ihr Herr gilt als einer der wackersten Streiter im Lande herum, der bei keinem Turnier fehlt. „Zu Pfingsten geht's zur Stadt!" ruft stolz der Knappe dem Gesinde zu, das plaudernd am Ziehbrunnen herumsteht. Man weiss wohl, was das bedeutet. Nicht nur die Mägde werden nun alle Hände voll zu tun haben, ihre Herrin und deren Tochter zu schmücken und die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Auch Page und Knappe müssen sich regen, gilt es doch, mancherlei in der Rüstkammer für den Herrn bereitzulegen: das Wams, die gepolsterten Binden für Knie und Hüften, die Eisenhosen, die in Oel hart gesottenen Lederplatten für die Knie, die Brünne (Ringpanzer, der bis auf die Knie hinabreicht), den Wappenrock, das zweischneidige Schwert, den Turnierhelm, den Schild und die Lanzen. Manches bleibt auszubessern, einiges zu ersetzen bei den Handwerkern der Stadt, anderes blankzuscheuern. Und bis erst die Pferde gerüstet sind! Arbeit auf Wochen hinaus!

Bald vernimmt man auch in der Stadt, vor deren Südtor der Turnierplatz liegt, von dem bevorstehenden Haufenspiel zu Ross. Da wissen die Schildmaler, Goldschläger, Schmiede, Lederarbeiter, Federschmükker und Gewandschneider, dass für ihre Geldbeutel eine gute Zeit anbricht. Mancher Ritter bedarf neuer Teile für seine Rüstung, mancher, der zum Feste zieht, eines neuen Gewandes. Lange schon bevor der Turniertag da ist, beginnt sich die Stadt mit schaulustigem Volke zu beleben, denn diesen seltenen Festtag will keiner verpassen. Auch Krämer, Spielleute, Narren, Gaukler, fahrendes Volk jeder Sorte trägt bereits seine buntfarbigen Kleider in den Gassen zur Schau. In den letzten Tagen vor dem Feste wogt es um die Herbergen und an den Stadttoren. Wenn die Ritter sich abends besuchen, lassen sie sich von Pagen und Knappen grosse Wachslichter vortragen, da keine Strassenlaternen das Dunkel erhellen. Alle aber erzählen sich mit Begeisterung immer wieder dasselbe: „Habt ihr gesehen, welch prächtige Tribüne man vor dem Südtor errichtet, wieviele Zelte und Buden und welch starke Schranken man aufgestellt hat?" Und manch einer kann kaum schlafen vor Erwartung.

Endlich bricht der grosse Tag an. In aller Frühe schon reiten Herolde durch die Stadt mit dem Rufe: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt stolzen Mut, ziehet freudig aufs Feld und zeiget eure Ritterkraft!" Während einzelne bereits vors Tor hinausdrängen, sich einen guten Platz zu sichern, hören die Ritter im Dom die Messe an. Was ihnen bevorsteht, ist kein gefahrloses Knabenspiel. Mancher wird verwundet oder gar tot vom Kampfplatz getragen, mancher Ross und Rüstung verspielen und sich vielleicht sogar durch ein Lösegeld aus der Hand des Siegers loskaufen müssen. Nach der Messe sammeln sich die Ritter auf dem Marktplatz. Dort werden sie je nach Name und Wappen in zwei Parteien geteilt, deren eine Kurt von Frohburg, die andere Eberhard von Sax anführt. Jede Partei zerfällt in zwei Haufen, die sich unterstützen. Nachdem sich alle unter die Banner der beiden Führer geschart haben, ertönt ein Posaunenchor. Dann zieht die in tausend Farben leuchtende und in der Morgensonne blitzende Schar zum Südtor hinaus.

Mitten auf dem Platze steht ein grosses Zelt, dessen Vorhänge heruntergelassen sind. An einem nahe stehenden Baume hängen zwölf bunte Schilde. Während die Herolde das neugierig vordrängende Volk immer wieder hinter die Schranken zurückweisen, nehmen edle Herren und deren Damen auf der mit bunten Teppichen prachtvoll geschmückten Tribüne Platz. Unter ihnen der Fürst, der zum Turnier aufgeboten hat, und die Kampfrichter, meist ältere, kampferprobte Ritter.

Ein Posaunenstoss! Die Tjost (Zweikampf) beginnt. Schon trabt der vornehmste Ritter an das Zelt, hält am Wappenbaum und schlägt an den ersten Schild. Plötzlich teilt sich der Vorhang. Mit geschlossenem Visier reitet der Besitzer des Schildes seinem Gegner entgegen. Herolde reiten vor ihnen her, und Knappen begleiten die beiden Kämpfer. Sobald sie sich aufgestellt haben, rücken die Knappen Sporen und Harnisch zurecht. Hernach reichen sie ihren Herren die gewaltigen stumpfen Speere zu. Ein letzter Posaunenstoss! Knirschend legt sich der Eisenschuh in den Steigbügel, fest greift die gepanzerte Hand hinter den Fingerschutz. Dann rennen die schnaubenden Pferde gegeneinander, dass der Staub aufwirbelt. Obwohl die Lanzen zersplittern, vermag keiner den andern aus dem Sattel zu heben. Die Knappen reichen ihnen deshalb neue Lanzen mit aufgesetzten Krönlein. Im zweiten Gestech zielen sie auf den Helm des Gegners. O weh! Der eine der beiden zeigt sich dem wuchtigen Stoss nicht gewachsen. Er stürzt zu Boden. Rasch eilt sein Knecht herzu und fängt ihn auf. Mächtig jubelt das Volk dem Sieger zu, der unerkannt im Zelte wieder verschwindet.

Stundenlang wiederholen sich diese Zweikämpfe, umbraust vom Beifall der gewaltigen Zuschauermenge.

Dann aber rufen Handtrommeln, Blockflöten und Trompeten zum Turnei. Mit mächtiger Stimme gibt ein Herold die Kampfregeln bekannt. Die Ritter werden nochmals daran erinnert, dass jeder, der in die Hand des Gegners fällt oder vom Ross geschleudert wird oder sich an die Schranken drängen lässt, Ross und Rüstung an den Sieger verliert. In vier Gruppen aufgestellt, die Herausforderer im Osten und Süden, die Gegner im Norden und Westen des umhegten Raumes, erwarten die Geharnischten den Kampfbeginn. Stolz wehen an den geschlossenen Helmen der Partei Eberhards von Sax weisse Schleier, an denen der Gegner nicken Tannenreiser. Mit Wohlgefallen überschauen die Ritterdamen auf der Tribüne die Heerschar, deren grosse Helme zum Teil mit Wappenfarben bemalt sind, bei manchen Edlen gekrönt durch einen Aufsatz, der ein geschnitztes Wappentier, einen Fächer oder einen Mohrenkopf zeigt. Die langen Gewänder über Ross und Rüstung, von farbigem Stoff mit Bildern geschmückt, und die dreieckigen Holzschilde mit schwarzem, grauem oder weissem Pelzwerk überzogen und zuweilen mit Wappenzeichen versehen, bieten einen prachtvollen Anblick.

Ein Trommelwirbel! Das Turnier beginnt. Die Speere senken sich. Eberhard von Sax reitet mit seinen Mannen in schnellstem Lauf gegen die Schar Kurts von Frohburg, die ihm entgegensprengt, um den Anprall nicht stehenden Fusses erwarten zu müssen. In

das Feldgeschrei der Ritter mischt sich der ermunternde Ruf der Knappen: „Dringâ, Ritter, dringe!" Mit lautem Krachen stossen die Haufen zusammen und im Nu fährt das zweite Glied durch die Zwischenräume des ersten in den Vorkampf, damit die speerlosen Herren Zeit erhalten, von den Knappen, die sich mit aalglatter Gewandtheit ins Gewühl stürzen, neue Speere zu empfangen. Wer von der ersten Reihe freie Hand behält, drängt neubewaffnet wieder den Genossen nach, um die Reihen der Gegner zu durchbrechen und die Hintersten des feindlichen Haufens an die Schranken zu drücken. Immer wieder ertönt der Ruf der Kämpfenden: „Sperâ, herre, sperâ, sper!" Viele vermögen unter der Helmhaube der Hitze wegen kaum zu atmen. Immer wilder wird das Getümmel. Verwundete schreien, Speere splittern und krachen, Pferdegetrampel lässt den Boden erzittern. In das wirre Durcheinander von Rossen und Menschenleibern hinein brüllen und jauchzen die Zuschauer in wilder Aufregung. Wo immer es möglich ist, werden verwundete Ritter und Pferde zur Seite geschafft, verbunden und durch einen Trunk erfrischt. Da und dort auch verlassen Kämpfende, deren Pferde kampfunfähig geworden sind, den Platz, nehmen eine Stärkung zu sich und reiten mit neuen Rennpferden in den Kampf. Während der kurzen Kampfpausen zerren die Knappen ihre Gefangenen gewaltsam aus der Umfriedung. Fahrende Leute stürzen sich auf den Rennplatz, ihn zu säubern von dem gebrochenen Holze und den gestürzten Rossen, die sich nicht mehr zu erheben vermögen.

Nach einem neuen Kampfzeichen rennen die beiden andern Scharen, die sich gegenüberstehen, zusammen. Hinter ihnen ziehen sich unterdessen die Kämpfer des ersten Rennens auf ihre Ausgangsplätze zurück. Damit jede der Scharen ihren langen Anlauf erhält, wird viermal in solcher Weise gerannt. Immer kleiner wird die Zahl der Streiter, immer schärfer tönen die Rufe der Ritter, immer sinnbetörender Jubelgeschrei und Wehklagen der Zuschauer. Wer sich noch auf dem Pferde hält, aber keinen Speer mehr besitzt, sucht mit dem stumpfen Schwert den Kampf fortzusetzen. Nun kommt es vor allem darauf an, möglichst viel Gefangene zu gewinnen. Ein jeder sucht den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf des Ritters durch Schwertschläge zu betäuben, ihm durch Ringen das Schwert aus der Hand zu winden oder sein Ross am Zügel zu fassen und mit ihm umzuwenden, um so den Ritter gefangen wegzuführen. Bei diesem Kampfe dürfen sich auch die Knappen beteiligen, die, mit einem Prügel bewaffnet, den Feind mit seinem Rosse aus den Schranken zu bringen versuchen.

Stundenlang wogt der Kampf hin und her, bis die Zahl der Streiter

Zweikampf im Burghof

allmählich zusammenschmilzt. Kurt von Frohburg aber und Eberhard von Sax, die beiden Gruppenführer, stehen immer noch im Kampfe. „Gebt Raum", schreit der Frohburger dem von Sax zu, indem er den neu zugereichten Speer einlegt, „jetzt bring ich's zum Ende" und fährt mit so gewaltigem Rossprunge auf seinen Gegner los, dass dessen Tier auf den Hinterteil gesetzt wird und der Reiter hilflos zu Boden rollt. Während der von Sax unter dem Pferde liegt, sprengen seine Kampfgenossen herzu. Allein der Frohburger behauptet sich aufrecht mitten in dem Strudel von Helmen und Rosshäuptern. „Gebt mir das Wappenbild auf Eurem Gewande", ruft er seinem gestürzten Gegner zu, „oder meine Pagen werden Euch die Arme schnüren!" Während der Besiegte seine Hand zum Zeichen der Ergebung erhebt, zeigt ein Bläserzeichen das Ende des Kampfes an. Der von Frohburg springt vom Pferde, löst die Helmschnur Eberhards und hilft ihm auf das zitternde Ross. Und schon hat die rasche Schere seines Knappen dem Gefallenen das Wappenbild vom seidenen Ueberwurf getrennt.

Allmählich schwinden Lärm und Waffengetöse, denn wer nach dem letzten Bläserzeichen noch weiterkämpft, verliert seine Rüstung. Schweissbedeckt, zerfetzt und halb ohnmächtig von der Hitze reiten die Sieger vor die Tribüne, wo sie sich vor den Damen verneigen. Diese winken mit ihren Tüchern, indessen die Kampfrichter sich eifrig darüber unterhalten, wer am kunstgemässesten gekämpft, am gewandtesten geritten, die meisten Speere zerbrochen und die meisten Ritter überwunden hat. Zum letztenmal donnern die Beifallsrufe der Zuschauermenge über den Platz, der übersät ist mit Lanzensplittern, Sattelzeug, Kleiderfetzen und Waffenstücken. Dann kehren alle Kämpfer, die noch reiten können, in die Herbergen zurück, wo sie ein Bad nehmen und sich Schweiss und Staub von den müden Gliedern spülen. Manch einer merkt erst jetzt, dass er braun und blau geschlagen ist, Arme und Hände aufgeschwollen, die Knie zerstossen sind und er überall Schrammen und Beulen davongetragen hat. Aber er achtet es gering, wenn er daran denkt, dass er am folgenden Tage aus Frauenhand einen Preis erhalten wird.

Wer aber gefangen wurde, schleicht traurig zu den Juden, weil Ross und Rüstung seinem Gegner verfallen sind. Er muss dem Pfandleiher Schmuck versetzen und vielleicht gar noch Bürgen stellen, falls der Gegner für ihn selbst eine Auslösungssumme fordert.

Während die Tribüne sich leert, ergiessen sich die fahrenden Leute auf den Kampfplatz, die ihnen überlassenen Kampfreste zusammenzuraffen. Mögen auch Ritter und Vornehme sich zur Stadt zurückbegeben, das Volk bleibt. Einen solchen Festtag erlebt es nicht all-

zu oft. Von allen Seiten beginnen die Krämer ihre Waren auszurufen. Ist der Platz geräumt, folgen die Narren- und Knappenkämpfe. Drüben unter den Bäumen treiben Jongleure und Akrobaten ihr Wesen. Sie überschlagen sich im Sprunge, vorwärts, rückwärts und zeigen die unglaublichsten Künste. Andere Gaukler spielen mit scharfen Messern. Ein Feuerfresser bläst Flammen aus dem Munde. Schwertschlucker lassen geschliffene Waffen im Munde verschwinden. In den Buden wird getanzt, gespielt, getrunken. Bis in die Nacht hinein dauert das Fest, das kein Teilnehmer so schnell vergessen wird.

In den Gasthäusern der Stadt versammeln sich die Ritter zum frohen Mahl und Trunke. Spielleute verschönern den Abend mit köstlichen Reiter- und Minneliedern. Am meisten freuen sich die Sieger des denkwürdigen Tages. Immer wieder geht ihnen durch den Kopf, welcher Turnierpreis ihnen wohl zugedacht sei. Ob ihnen nun ihre Dame einen Windhund, einen Gürtel, Kranz oder Jagdfalken schenken wird, des einen dürfen sie sicher sein: des Ruhmes, den Sänger und Fahrende durchs Land tragen werden.

Am folgenden Tage wird das Turnier fortgesetzt. Wieder ziehen Ritter und Volk zum Südtor der Stadt hinaus, wiederum ist die teppichgeschmückte Tribüne von edlen Herrn und vornehmen Damen voll besetzt, denn heute soll der tapferste Ritter den Dank (Siegespreis) aus zarter Frauenhand entgegennehmen.

Noch einmal treten die Ritter zum lebensgefährlichen Kampfe an; allein keiner vermag den Sieger des Vortages, Kurt von Frohburg, zu übertreffen. Die Kampfrichter entscheiden, dass er die meisten Ritter überwunden, am kunstgemässesten gekämpft habe und am gewandtesten geritten sei.

Ein Herold verkündet das Urteil der Kampfrichter: „Edler Ritter, wir tun Euch kund, dass Euch die Ehre dieses Turniers zufällt und Ihr damit auch das Recht habt, aus den Händen der Königin der Liebe und Schönheit den Ehrenpreis zu empfangen, den Ihr verdient habt."

In seiner vollen Rüstung, aber entblössten Hauptes, tritt der Frohburger vor die Tribüne und verbeugt sich dort tief und anmutig. Die vornehmen Damen lassen ihre seidenen Taschentücher und gestickten Schleier wehen, während die Zuschauer in begeisterte Beifallsrufe ausbrechen. Die Trompeten schmettern, indes der Sieger vor dem Ehrenthrone der Tageskönigin niederkniet. Diese schreitet würdevoll herab und legt eine goldene Kette um das Haupt des Ritters. Mit klarer und deutlicher Stimme spricht sie dabei: „Herr

Ritter, als Preis der Tapferkeit überreiche ich Euch, dem Helden des Tages, diese goldene Kette!"

Der Frohburger neigt sein Haupt und küsst die Hand der lieblichen Tageskönigin, die seine Tapferkeit solcherweise belohnt.

Noch einmal schmettern die Trompeten, und erneut bricht die Zuschauermenge in Jubelrufe aus: „Hoch, Kurt von Frohburg, er lebe hoch!" während auch seine Gefolgsleute ihren Preis entgegennehmen.

Arbeitsaufgaben:

1. Benenne die einzelnen Teile einer Ritterrüstung!
2. Besuche ein historisches Museum, wo du Waffen und Ausrüstungen aus der Ritterzeit findest. Kostüme jener Zeit?
3. Welche Handwerker arbeiteten für die Ritter, ehe diese zum Reiterspiel (Turnier) antreten konnten?
4. Forsche nach Redensarten und Ausdrücken, die ihren Ursprung in jener Zeit und ihren Kampfspielen haben! (z.B.: ein Schachturnier veranstalten, einen in die Schranken fordern, einem die Spitze [der Lanze] bieten usw.)
5. Findest du besonders aufschlussreiche Bilder über Ritter und Ritterspiele? Beschreibe sie!

11

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

In der Zunftstube

In der Wohnstube des Hufschmiedes Kramer sitzen eines Abends Vater und Mutter in angeregtem Gespräch beisammen. „Was soll nun mit unserem Hermann geschehen?" fragt besorgt die Mutter. „Degenschmied will er werden," entgegnet der Vater gelassen. „Hat er denn die nötigen Fähigkeiten dazu?" — „Allerdings," ereifert sich Vater Kramer. „Just letzte Woche konnte ich ihn beobachten, als er dem neuen Gesellen ein Hufeisen formen half. Ich wunderte mich, mit welchem Geschick er die Arbeit in die Hände nahm. Der Bub hat nicht bloss Kraft, er weiss auch das Werkzeug zu handhaben." — „Gut," antwortet die Mutter, „Allein besteht denn auch Gewissheit, dass er es in diesem Handwerk zu etwas bringt?" — „Aber, Anna, wie kannst du als Schmiedefrau nur so denken? Kein Ding wird in unsern Tagen mehr begehrt als ein guter Degen! Frag nur einmal Meister Thumysen, der mit seinen zwei Gesellen kaum alle Nachfragen befriedigen kann." — „Du gedenkst also, ihn dorthin in die Lehre zu bringen?" — „Freilich; zuvor aber muss er auf der Zunftstube angemeldet werden."

Einige Tage nach diesem Gespräch beginnt Hermann Kramer die Probezeit bei Meister Thumysen. Da der Lehrling zur Zufriedenheit

des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

Der Frühling ist ins Land gekommen. Ulrich Zimmermann, Hermann Kramers älterer Freund, der vor einem Jahr in die Bruderschaft der Gesellen aufgenommen wurde, fordert vom Meister seinen Abschied:

Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch;
sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen,
und treten vor des Meisters Tisch:

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
gehudelt und geheit."

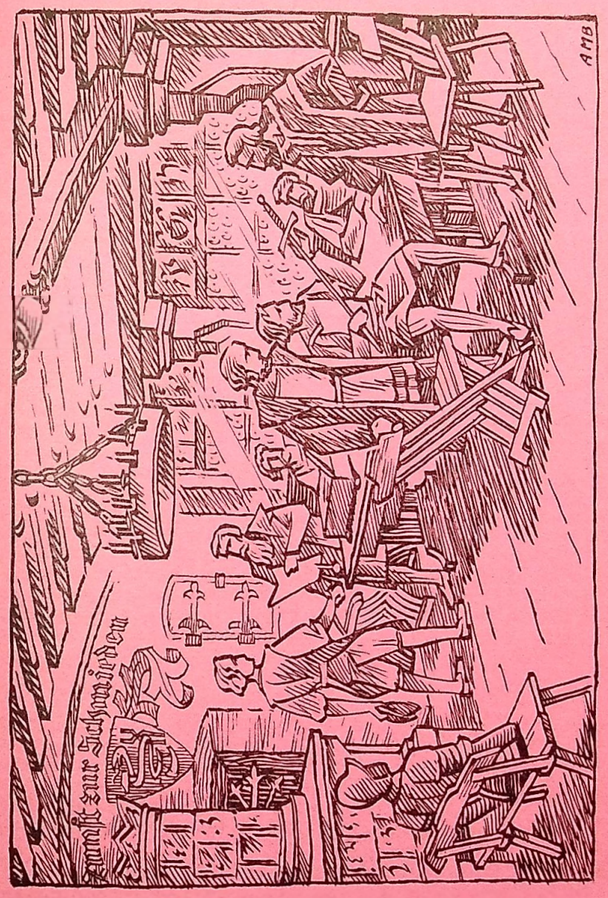
An einem Aprilsonntag, nach dem Essen, kündigt er seine Stelle, er will nach Deutschland wandern.

Vierzehn Tage darauf sieht man ihn mit seinen Kameraden zum Tor hinaus ziehn. Hermann trägt ihm das Felleisen bis weit vors Stadttor. Dann nehmen sie für Jahre Abschied voneinander.

Oftmals muss Ulrich „Geschenk und Nachtquartier" verlangen, da er überall, wo er hinkommt, nur für eine Nacht bleiben will. Eines Tages aber gelangt er in eine grössere Stadt, wo er die Herberge der Schmiedegesellen aufsucht. Inzwischen hat er gelernt, vor dem Eintritt in die Stadt alles Nötige zu beachten: Das Felleisen muss an der linken Schulter getragen werden, und den Handstock trägt er unter dem Rock, der mit drei Knöpfen zugeknöpft ist. Sollte er diese Vorschriften nicht beachten und würde von einem zünftigen Gesellen bemerkt, so könnte er zur Rechenschaft gezogen und nach Zunftgebrauch bestraft werden.

Sobald Ulrich die Herberge betritt, begibt er sich an den Tisch, über dem das Schild seiner Zunft hängt, setzt sich und erwartet den Kommodegesellen. Dieser ist von allen Gesellen seines Handwerks gewählt worden. Ihm obliegt die Pflicht, am Feierabend in die Herberge zu gehen und nachzusehen, ob zur Zunft gehörige Gesellen angekommen seien.

Da der Fremdling an seiner Kleidung und Habe nichts verändern darf bis zum Erscheinen des Kommodegesellen, kommt auch er klugerweise erst kurz vor Feierabend in die Herberge. Dort tritt der Kommodegesell auf ihn zu, gibt ihm die Hand und sagt: „Also mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, wo hast du zuletzt gearbeitet und was für ein Landsmann bist du?"



Der Frühling ist ins Land gekommen. Ulrich Zimmermann, Hermann Kramers älterer Freund, der vor einem Jahr in die Bruderschaft der Gesellen aufgenommen wurde, fordert vom Meister seinen Abschied:

Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch;
sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen,
und treten vor des Meisters Tisch:

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
gehudelt und geheit."

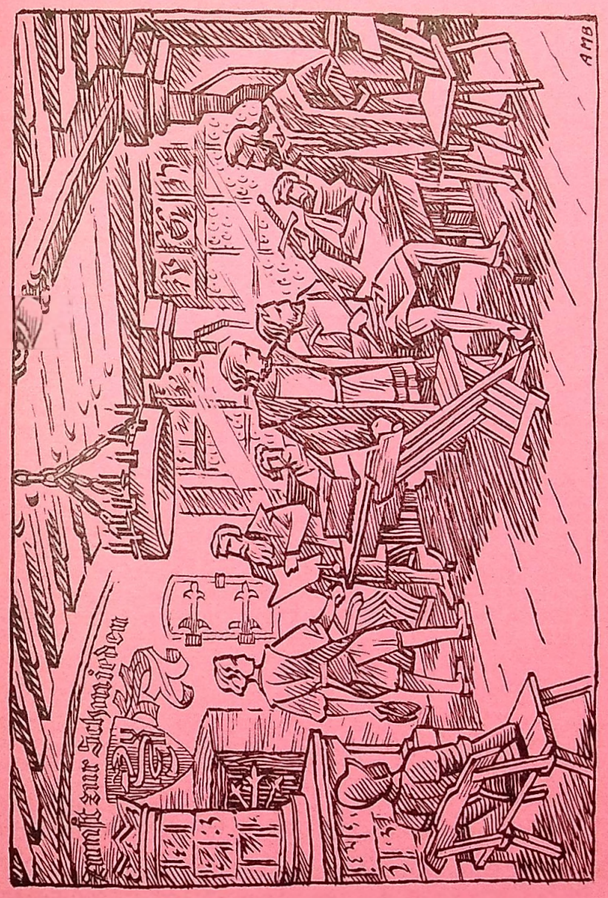
An einem Aprilsonntag, nach dem Essen, kündigt er seine Stelle, er will nach Deutschland wandern.

Vierzehn Tage darauf sieht man ihn mit seinen Kameraden zum Tor hinaus ziehn. Hermann trägt ihm das Felleisen bis weit vors Stadttor. Dann nehmen sie für Jahre Abschied voneinander.

Oftmals muss Ulrich „Geschenk und Nachtquartier" verlangen, da er überall, wo er hinkommt, nur für eine Nacht bleiben will. Eines Tages aber gelangt er in eine grössere Stadt, wo er die Herberge der Schmiedegesellen aufsucht. Inzwischen hat er gelernt, vor dem Eintritt in die Stadt alles Nötige zu beachten: Das Felleisen muss an der linken Schulter getragen werden, und den Handstock trägt er unter dem Rock, der mit drei Knöpfen zugeknöpft ist. Sollte er diese Vorschriften nicht beachten und würde von einem zünftigen Gesellen bemerkt, so könnte er zur Rechenschaft gezogen und nach Zunftgebrauch bestraft werden.

Sobald Ulrich die Herberge betritt, begibt er sich an den Tisch, über dem das Schild seiner Zunft hängt, setzt sich und erwartet den Kommodegesellen. Dieser ist von allen Gesellen seines Handwerks gewählt worden. Ihm obliegt die Pflicht, am Feierabend in die Herberge zu gehen und nachzusehen, ob zur Zunft gehörige Gesellen angekommen seien.

Da der Fremdling an seiner Kleidung und Habe nichts verändern darf bis zum Erscheinen des Kommodegesellen, kommt auch er klugerweise erst kurz vor Feierabend in die Herberge. Dort tritt der Kommodegesell auf ihn zu, gibt ihm die Hand und sagt: „Also mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, wo hast du zuletzt gearbeitet und was für ein Landsmann bist du?"



des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

des Meisters arbeitet, bringt ihn sein Vater schon nach mehrwöchiger Probe auf die Zunftstube. Dort wird er vom Vorsteher den Meistern vorgestellt. Wiederholt richtet der Vorsteher an die Versammelten die Frage, ob nichts Nachteiliges über Hermann bekannt geworden sei. Da dies von allen einmütig verneint wird, muss der Lehrling den Geburtsschein vorlegen. In der Zunft wird nämlich streng darauf geachtet, dass jeder neue Zunftgenosse als eheliches Kind von unbescholtenen Eltern abstammt. Da Hermann der Sohn eines Meisters ist, muss er das übliche Aufnahmegeld nicht entrichten. Nachdem er gelobt hat, die Lehrzeit getreulich einzuhalten und seinem Meister nicht zu entlaufen, wird er als in die Zunft aufgenommen erklärt. Zum Schluss beglückwünschen ihn alle Meister durch Handschlag.

Thumysen ist ein strenger Lehrmeister. Die Zunftvorschriften verlangen, dass der Lehrling bei seinem Meister wohnt und isst. Auch ist er als Mitglied der Familie dem Meister und der Meisterin Gehorsam schuldig. Thumysen dringt darauf, dass in Haus und Werkstatt Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Gleich am ersten Tage schärft der stämmige, bärtige Mann dem Lehrling nochmals ein, wie er sich zu verhalten habe. „Hermann, du weisst von deiner Probezeit her, dass bei uns nicht gebummelt wird. Frühzeitig und pünktlich auf am Morgen! Achte auf meine und der Gesellen Anordnungen! Schau uns zu, wie man die Werkzeuge am besten gebraucht, damit weder Zeit noch Material vergeudet wird."

Zunächst muss Hermann alle möglichen Handlangerdienste leisten: Kohle in die Esse einfüllen, den Blasebalg treten, dem Meister am Amboss helfen und die Werkstatt aufräumen. Erst allmählich bekommt er eigene Arbeiten zugewiesen. Er soll glühende Eisenstücke bearbeiten, sie mit dem Hammer breitschlagen und in die gewünschte Form bringen. Auch gilt es, Schwerter zu schärfen und alte Degen auszubessern.

Weil die Zeiten kriegerisch und Schwerter der verschiedensten Art anzufertigen sind, hat Meister Thumysen alle Hände voll zu tun. Deshalb hat sein Lehrling täglich Gelegenheit, Neues zu lernen. Da heisst es, Knauf und Klinge kunstvoll schmieden; die Klinge mit neuen Mustern gravieren und den Knauf, der früher die Form eines Apfels trug, schlanker gestalten.

Um all diese Einzelheiten des Degenschmiedehandwerks zu erlernen, bedarf es unermüdlicher, jahrelanger Arbeit. Manchmal will es Hermann scheinen, der Meister lasse allzugrosse Strenge walten und habe auch dort etwas auszusetzen, wo er sein Bestes hergegeben hat. Doch nach und nach wird er sicherer in seiner Arbeit und

spürt, dass sich hinter den Rügen des Meisters väterliches Wohlwollen versteckt.

Im dritten Jahr seiner Lehrzeit erlebt Hermann Kramer einen Fastnachtstag, der ihm lange in Erinnerung bleibt. — Schon am Vormittag erfüllt fröhliches Geschrei die engen Gassen der Stadt. Ueberall treiben sich Gaukler und Possenreisser herum. In den Schenken wird geschmaust und getrunken, denn viel Bauernvolk strömt vom Lande herein.

Auf dem Marktplatz hat sich eine grosse Menschenmenge eingefunden. Auf allen Dachgiebeln flattern bunte Tücher und Fahnen. Horch! von der Fischergasse her vernimmt man die Klänge einer Musik. Ein Festzug naht. Voran reitet hoch zu Ross ein Bannerträger. Ihm folgt ein bunter Zug. Viele Teilnehmer sind in Samt und Seide gekleidet. Auch der junge Kramer findet sich unter ihnen. Aus der gaffenden Menge hört man Rufe: „Seht doch die Degenschmiede!" — „Gleich wird der Tanz beginnen!" — „Zurück, gebt den Platz frei!"

Schon haben sich die Stadtpfeifer und die Schmiede zum Spiele geordnet. Nach dem Takte der Musik beginnen die Tänzer ihre blanken Schwerter zu schwingen. Wie die Waffen in der bleichen Wintersonne funkeln! Schliesslich geht der Tanz in einen Scheinkampf über, in dem die Spieler Mann gegen Mann stehen.

Nach dieser ersten Vorführung sieht Hermann, der mit den Lehrlingen mitmarschiert ist, dass die Tänzer den Platz räumen. Zehn andere junge Gesellen seiner Zunft treten geordnet heran. Ein jeder steckt acht Schwerter im Kreise schräg in den Boden, so dass sie einen Stern bilden. Zwei Fuss hoch über dem Boden werden die acht Griffe in der Mitte fest gegeneinander gedrückt. Sobald alle bereit sind, springen die Gesellen in kühnem Schwunge auf die Schwertsterne. Dort stehen sie auf einem Bein und schlagen nach dem Takte der Musik zwei Schwerter gegeneinander. Hierauf recken sie sich hoch, dann vorwärts und seitwärts. Zuletzt schwingen sie die Waffen rasend im Kreise und stehen dabei immer noch fest und sicher auf einem Bein.

Voll Begeisterung klatscht und schreit alles: „Es leben die Gesellen! Hoch die Gesellen!" Die aber springen von ihren Sternen herab und treten in den Zug zurück, während die Schmiedelehrlinge die eingesteckten Schwerter aus dem Boden entfernen. Wie sehr wünscht Hermann, der sich unter ihnen befindet, auch einmal als Geselle beim Schwertertanz mittun zu dürfen! Schliesslich ziehen die Schmiede, die Stadtpfeifer an der Spitze, zum Rathaus, denn dorthin hat sie der Rat zu einem Schmause eingeladen.

Der Frühling ist ins Land gekommen. Ulrich Zimmermann, Hermann Kramers älterer Freund, der vor einem Jahr in die Bruderschaft der Gesellen aufgenommen wurde, fordert vom Meister seinen Abschied:

Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch;
sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen,
und treten vor des Meisters Tisch:

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
gehudelt und geheit."

An einem Aprilsonntag, nach dem Essen, kündigt er seine Stelle, er will nach Deutschland wandern.

Vierzehn Tage darauf sieht man ihn mit seinen Kameraden zum Tor hinaus ziehn. Hermann trägt ihm das Felleisen bis weit vors Stadttor. Dann nehmen sie für Jahre Abschied voneinander.

Oftmals muss Ulrich „Geschenk und Nachtquartier" verlangen, da er überall, wo er hinkommt, nur für eine Nacht bleiben will. Eines Tages aber gelangt er in eine grössere Stadt, wo er die Herberge der Schmiedegesellen aufsucht. Inzwischen hat er gelernt, vor dem Eintritt in die Stadt alles Nötige zu beachten: Das Felleisen muss an der linken Schulter getragen werden, und den Handstock trägt er unter dem Rock, der mit drei Knöpfen zugeknöpft ist. Sollte er diese Vorschriften nicht beachten und würde von einem zünftigen Gesellen bemerkt, so könnte er zur Rechenschaft gezogen und nach Zunftgebrauch bestraft werden.

Sobald Ulrich die Herberge betritt, begibt er sich an den Tisch, über dem das Schild seiner Zunft hängt, setzt sich und erwartet den Kommodegesellen. Dieser ist von allen Gesellen seines Handwerks gewählt worden. Ihm obliegt die Pflicht, am Feierabend in die Herberge zu gehen und nachzusehen, ob zur Zunft gehörige Gesellen angekommen seien.

Da der Fremdling an seiner Kleidung und Habe nichts verändern darf bis zum Erscheinen des Kommodegesellen, kommt auch er klugerweise erst kurz vor Feierabend in die Herberge. Dort tritt der Kommodegeselle auf ihn zu, gibt ihm die Hand und sagt: „Also mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, wo hast du zuletzt gearbeitet und was für ein Landsmann bist du?"

Zunfft der Schmieden
AMB

Darauf erwidert Ulrich: „Also mit Gunst und Erlaubnis, ich bin Zürcher und habe zuletzt in meiner Vaterstadt gearbeitet."

Der Kommodegesell entgegnet: „Also mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, nun mach es dir bequem."

Nachdem der Angeredete seine Sachen abgelegt und dem Herbergsvater übergeben hat, bietet ihm der Kommodegesell auf Kosten der Gewerkschaft einen Trunk an und unterrichtet ihn dabei über die geschäftlichen Verhältnisse des Ortes.

Frühzeitig sucht Ulrich seine Lagerstatt auf. Gleich am andern Morgen geht er zu dem ihm angewiesenen Meister, klopft dreimal an dessen Türe und betritt das Zimmer erst, nachdem er ein kräftiges „Herein!" vernommen hat. Bescheiden spricht er den Meister an: „Sind Sie der ehrbare Schmiedemeister, mit Gunst und Erlaubnis." Darauf folgt die Antwort: „Es ist löblich, mit Gunst und Erlaubnis." Ulrich fährt fort: „Ich habe den ehrbaren Meister um acht oder vierzehn Tage Arbeit anzusprechen oder solange, wie es dem ehrbaren Meister oder mir gefällt." Der Meister entgegnet: „Mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, die Arbeit ist mir lieb, aber er ist mir noch lieber." Wie froh ist Ulrich, dass der Meister ihn aufnehmen will! Schlimm wäre es für ihn gewesen, hätte er zur Antwort bekommen: „Mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft, er ist mir lieb, aber die Arbeit ist mir noch lieber." (Nein!) Zum Schluss hat der Ankömmling seine Papiere vorzuweisen, die in Ordnung sind. Dann wird ihm bedeutet, er könne seine Arbeit gleich aufnehmen.

In der fremden Stadt gibt's viel Neues zu sehen und noch mehr zu lernen, denn hier werden die neuesten Harnische hergestellt, welche gegen die immer stärker aufkommenden Feuerwaffen wirksamen Schutz bieten. Und da er nun Gelegenheit hat, beim neuen Meister alle einzelnen Teile, wie Schirm, Nackenschutz, Arm- und Kniekacheln usw. selber anzufertigen, entschliesst er sich, einstweilen für längere Zeit hierzubleiben.

*

Inzwischen sind Jahre dahingegangen, Jahre des Lernens, Jahre der Wanderschaft. Zwar hätte Hermann Kramer als Sohn eines Meisters in seiner Vaterstadt bleiben können; dennoch ist er ein volles Jahr in Deutschland gewesen, um sich bei fremden Meistern in seinem Handwerk zu vervollkommnen. Bei den unruhigen Zeitläufen aber ist er zurückgekehrt, um die Meisterwürde zu erlangen.

Nun sind in der geräumigen Stube der „Zunft zur Schmieden" Meister und Gericht versammelt. Hell strahlt durch die Butzenscheiben die Morgensonne in das Gemach. Funkelnd werfen der prächtige

Leuchter und die zu prüfenden Waffen ihre Strahlen zurüc
Zunftlade, welche Rolle, Kasse und Kleinode der Zunft entha
geöffnet. Während die Männer des Zunftgerichtes die vorge
benen Waffen prüfen, bestaunt Hermann Kramer, der inzw
zum Manne herangereift ist, das Zunftwappen an der War
zeigt links einen Hammer, rechts eine Zange. Um die beiden
zeuge windet sich eine Schlange, die Feuer speit. Wie man
hat er in seinen Lehrlings- und Gesellenjahren diesen „Essv
gesehen, der hier gleichnishaft das sich in der Esse schläng
Feuer darstellt. Nun ist er soweit! Das zustimmende Gemurm
prüfenden Meister sagt ihm, dass er sein Ziel erreicht hat.

Nach beendeter Prüfung stellt der Zunftschreiber die Urkunde
welche seine Aufnahme als Meister der Schmiedezunft bes
Eben hat der Vorsteher sie ebenfalls unterschrieben und über
sie ihm nun. Mit grosser Freude nimmt er die Glückwünsch
Meisterwürde entgegen.

Freilich ist Hermann nicht der einzige, der an diesem Tage di
sellenzeit beendigt; ein Harnischmacher, dessen Meisterstüc
einer Bank bereitsteht, soll nach ihm ebenfalls zum Meister s
Faches befördert werden: Es ist sein Freund Ulrich Zimmern
der nach langen Jahren der Wanderschaft zurückgekehrt ist
inzwischen sein Meisterstück angefertigt hat.

Ein paar Monate später, im Herbst des gleichen Jahres, finde
auf der Stube der Schmiedezunft eine fröhliche Gesellschaft
sammelt. Unter den Anwesenden befinden sich auch Vater
Mutter Kramer, die in angeregtem Gespräch bei Hermanns F
Ulrich sitzen. Dieser weiss von seinen Wanderfahrten gar ma
zu berichten. Eben fährt er in seiner Erzählung fort: „Also da
gende hat sich in Leipzig abgespielt. Da war ein fremder M
zugezogen, seines Zeichens ein Kupferschmied. Der verstand a
geschickter Hand allerlei herzustellen, was Sache der Goldsch
war, wie Edelsteine zu fassen, Siegel und Medaillen zu g
Weil er mit diesen Arbeiten den andern ins Handwerk pf
und sie schädigte, wurde er in einer Morgensprache (Versam
der Zunftgenossen) der Goldschmiede verurteilt. Ja, einer de
schmiede wagte es sogar, einen prächtigen Ring mit gefass
steinen, der aus der Hand des Kupferschmiedes stammte, m
ben Schuhen zu zertreten und ihn so übel zugerichtet dem F
hohnlachend auf den Arbeitstisch zu werfen." — „Warum
unterbricht Mutter Kramer den Erzähler. „Weil einer seiner
genossen für den Kupferschmied Partei ergriffen hatte, d
zürnte nachweisen konnte, dass sich gar ein zweiter
geben hatte, die Arbeit des Störefrieds zu vollenden."

„Der Kupferschmied, der ein echter Künstler war, empörte sich ob solchem Treiben und klagte beim Stadtrat. Dieser verurteilte die Goldschmiedezunft zu einer schweren Geldbusse, da sie das grobe Vorgehen ihres Mitgliedes billigte. Nun gab's für eine Zeitlang Ruhe, bis die Goldschmiede ihrerseits im Rathaus klagten, indem sie sich auf die Satzungen ihrer Zunft beriefen. Jetzt musste der Rat den Kupferschmied zur Verantwortung ziehen. Man liess ihn wissen, dass ihm bloss die Wahl bliebe, entweder nur die ihm zukommenden Arbeiten auszuführen oder dann die Lehrzeit anzutreten und später die Meisterprüfung zu bestehen. Und was niemand geglaubt hatte, geschah: Obgleich der Kupferschmied schon betagt war, schon Kinder und Schwiegersöhne besass, entschloss er sich, noch einmal den Lehrjungen zu spielen. Damit war freilich den Goldschmieden nicht gedient, denn ihnen kam es im Grunde darauf an, den Kupferschmied aus der Stadt zu vertreiben. Die Zunft nahm deshalb allen Meistern das Versprechen ab, den Kupferschmied als Lehrling nicht aufzunehmen. Allein jener, der in der ersten Morgensprache für ihn eingetreten war, nahm ihn auf. Und obwohl die Goldschmiede deshalb nochmals beim Rate klagten, wies dieser sie ab. Nach fünf Jahren erst durfte der Kupferschmied sein Meisterstück anfertigen, womit er in die Zunft aufgenommen war und fortan unangefochten das Handwerk eines Goldschmiedes betreiben konnte."

Mit Staunen haben die Anwesenden die eigenartige Geschichte gehört. „So, Leute," ruft auf einmal eine tiefe Stimme, „nun lasst uns aber lustig sein! Die Doppelhochzeit unserer Freunde Hermann und Ulrich muss gefeiert werden." Es ist der Zunftvorsteher. Während die Kellnerin mächtige Bierkrüge aufträgt, beginnen zwei Pfeifer einen lustigen Tanz zu spielen. Alsbald stellen sich die Paare ein und selbst die alten Meister drehen sich mit der Frau Meisterin im fröhlichen Reigen. Eh der Morgen graut, werden sie kaum die Zunftstube verlassen, welche seit langem die fröhlichste Gesellschaft beherbergt hat.

Arbeitsaufgaben:

1. In Zürich gab es 13 Zünfte. Kannst du sie nennen? Vergleiche mit den Zünften jener Stadt, die deinem Wohnort am nächsten liegt.
2. Das Volk gab den Handwerkern allerlei Spottnamen. (Den Schneider nannte man Fadenbeisser, Ellenreiter, Meckmeck, den Schuster . . . .)
3. Erzähle in kurzen Zügen den Werdegang eines Handwerkers in der Zunft. (Lehrling, Geselle, Meister).
4. Du hast hier mancherlei über Zunftbräuche und Lebensweise des 15. Jahrhunderts gehört. Vergleiche mit unserer Zeit!
5. Sammle Bilder von Zunftstuben und Zunftbräuchen. (Sechseläuten in Zürich, Basler Fastnacht . . . .)
6. Stelle Vor- und Nachteile der Zunftsatzungen zusammen!

12

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Der Spielmann zieht durchs Land

Nach einem langen, rauhen Winter hat der Frühling seine ganze Pracht entfaltet. Die Blüten des Wiesenschaumkrautes überwehn die Hänge des Tales mit einem lilafarbenen Schleier. Da und dort glüht das Gold des Löwenzahns aus den Wiesen. Die Luft ist voll frühsommerlicher Würze, und der Gesang der Vögel erfüllt wie lockende Maimusik Hecken und Wipfel.

Des schönen Tags freuen sich besonders zwei Reiter, die bald plaudernd, bald singend des Weges ziehn. Vergnügt lauschen sie dem Rauschen des Flusses zu ihrer Rechten. Gleich dem reiselustigen Wasser ist auch ihnen leicht ums Herz. Eben trägt der Wind eine Strophe ihres Gesanges daher:

Der kalte Reif tat kleinen Vöglein weh,
dass sie nicht mehr sangen,
jetzt hör ich sie noch lieber als eh,
da die Wiesen prangen.

„Ein rechtes Spielmannswetter heute", meint fröhlich der ältere Reiter zu seinem jungen Reisegefährten. „Ja, Herr", gibt der zurück, „gerade wie vor vier Jahren, da ich Euch das erstemal begleiten durfte". - „Gewiss, da hatte ich dich ja eben zu meinem Knappen

erkoren. Freilich, die Hoffnung, es gäbe immer nur zu singen und zu spielen, hat sich nicht erfüllt. Du hast mir indessen oft genug Helm und Harnisch blank geputzt, die Schwerter gefegt und geschliffen, Schild und Speer nachgetragen!" - „Ich tat es gerne, Herr. Es war meine Knappenpflicht!"

In diesem Augenblick gibt eine Wegbiegung den Blick frei auf den nahe vor ihnen steil aufsteigenden Burgfelsen. Sie lenken ihre Pferde dem Burgweg zu. Mühsam erklimmen die wackeren Tiere den gähen Pfad. Bald darauf kündet des Wächters Horn die anrückenden Gäste an. Der gelbe Mantel des älteren Reiters fliegt wie eine Meldung voraus. Kaum ist die Zugbrücke heruntergelassen, kaum sind die Pferde darübergepoltert, erhebt sich im Burghof der Ruf: „Der Spielmann, der Spielmann ist da!"

Anderntags ist Pfingsten, ein Tag, da nach eintönigen Wochen auf der Burg ein grosses Fest stattfindet. Da haben denn die Edelknaben anderes zu tun, als lesen und schreiben zu lernen. Pfeil und Bogen, Schwert und Ger ruhen in der Waffenkammer, denn drüben in der Schlosskapelle erhält heute der Sohn des Singentalers den Ritterschlag durch den Burggrafen.

Welch glorreicher Pfingstmorgen, da Konrad von Singental nach vollendetem einundzwanzigstem Lebensjahre die Ritterwürde erlangen soll! Durch Beten und Fasten hat er sich auf den hohen Tag vorbereitet. Ehe er zum Altar tritt, werden ihm die goldenen Sporen angeschnallt, der Rittergürtel umgelegt und der Scharlachmantel über die Schultern geworfen. Dann kniet er vor dem Burggrafen, in dessen Dienst er seit dem siebten Altersjahre gestanden, ehrfurchtsvoll nieder. Mit feierlichem Ernste spricht dieser zu ihm: „Im Namen Gottes, im Namen der heiligen Michael und Georg schlage ich dich zum Ritter. Versprichst du, immer für Wahrheit und Recht zu streiten? Wirst du der Religion, ihren Häusern und Dienern ein treuer Beschützer sein? Willst du alle Schwachen, Witwen und Waisen in der Not schützen? Wirst du dich gegen Frauen allzeit höflich benehmen? Willst du die Ungläubigen bekämpfen? Versprichst du dem König Treue und Gehorsam?" Der Jüngling erhebt die Schwurfinger. „Ja, ich verspreche es!" spricht er laut und klar. „Dann nimm diesen Schlag und sonst keinen mehr!" ruft der Graf und schlägt dem Knienden dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter. Das ist der Ritterschlag. Hierauf schmückt man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze. Dann wird er hinausgeleitet. Man führt ihm ein Pferd vor, auf das er sich sogleich schwingt und das er fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelt.

Unterdessen bereitet der Truchsess alles Nötige vor für das Festmahl.

Aus den Truhen werden die Wandteppiche hervorgeholt, von den Knechten und Mägden in den Rittersaal geschleppt und dort mit Ringen an den Wandgestellen aufgehängt. Dann legen sie Matten auf den harten Fussboden. Rot und grün leuchten die Wappenschilde. „Nun schafft die Tafeln herbei!" befiehlt der Truchsess. Knechte tragen die Tischplatten herein und legen sie auf die Böcke. Die Mägde bedecken sie mit dem neuen Tischtuch, das die Herrin während des Winters mit Stickerei verziert und mit einer goldenen Borte besetzt hat. Dann rücken die Knechte die schweren Holzbänke an die Tafel, denn bald wird das Festmahl beginnen.

Seit langem hat der Saal keine so auserlesene Schar festlich gekleideter Gäste und Burgleute mehr gesehen. Was tritt da alles herein: fremde Ritter mit dem Burgherrn, die Burgherrin und die Burgfräulein, der Kaplan und der Burgvogt, Dienstmannen und Edelknechte und ganz zuletzt der junge Sohn des Ritters, der heute auch mitessen darf an der grossen Tafel. In vorbestimmter Ordnung setzen sich alle nacheinander nieder, die Gäste auf die Ehrenplätze zur Rechten des Burgherrn, in dessen nächster Nähe auch der eben in den Ritterstand erhobene junge Ritter.

Edelknaben treten herein, bieten zuerst den Damen und dann den Herren kniend Wasserbecken dar, leeren aus Giesskannen kühles Wasser über die Hände jedes einzelnen und reichen ihm zum Abtrocknen Handtücher. Hierauf tragen Knappen Speisen auf, Geflügel und Wildbret, Fisch und Braten, Käse und köstliche Früchte. Die Pagen zerlegen das Fleisch, vor allem das Geflügel, in mundgerechte Stücke und füllen die Becher mit Wein.

Der Burggraf ist aber nicht bloss auf Speise und Trank bedacht; er sorgt auch für die Unterhaltung der Gäste. Er weiss, dass bei einem solchen Anlasse niemand willkommener ist als ein Sänger, der eigene und fremde Lieder vorträgt. Bald tritt der Spielmann herein, der tags zuvor mit seinem Knappen auf der Burg eingezogen ist. Da die Gäste sich bereits in bester Stimmung befinden, wird sein Erscheinen mit freudigen Rufen begrüsst. „Ein Hoch dem Minnesänger!" ruft der Burgherr und erhebt sein Glas. Aller Blicke wenden sich dem Eintretenden zu und besonders die Ritterfrauen ergötzen sich an der hübschen Erscheinung des Sängers, dessen lange, goldblonde Haare von einem funkelnden Stirnreifen zusammengehalten werden. Nach der modischen Art der Zeit trägt der Sänger Schnabelschuhe, hellgelbe Beinlinge und darüber ein hellgrünes, langes Gewand mit einem Gürtel, woran eine kleine lederne Geldtasche befestigt ist. Der weite, gelbe Schultermantel, der unter dem Hals zugeknöpft ist, vollendet das vornehme Bild des hochgewachsenen Mannes.

Nachdem der Sänger auf seiner Harfe einige einleitende Akkorde gespielt hat, hebt er an mit dem Liede:

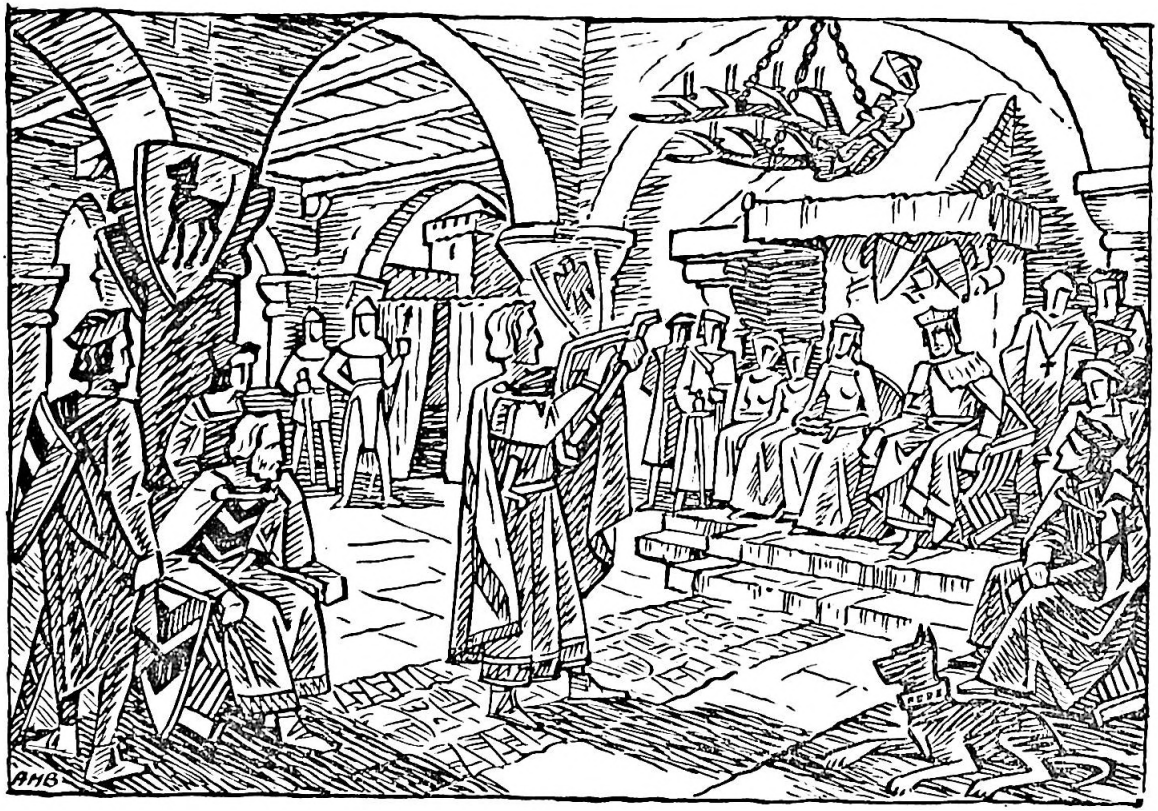
Der Wald in Winters Tagen
hat Schnee und Eis getragen,
nun steht er in Frühlingspracht.
Gebt fein acht,
Maidlein schön,
und reihet, wo die Blumen stehn!

Auf jedem grünen Reise
hört ich süsse Weise
singen kleine Vögelein,
Blumen fein
ich da fand,
Heide hat ihr Festgewand.

Ich bin hold dem Maien,
darinnen sah ich reihen
mein Lieb in der Linden Schatt;
jedes Blatt
rühret' sich,
wehrt' ihr ab der Sonne Stich.

(Aus „Lieder der Minnesänger". Sammlung Klosterberg)

Der kleine Sohn des Burgherrn ist froh, dass seine Tischgenossen durch den Spielmann abgelenkt werden. Immer wieder fürchtet er, sich beim Mahle nicht richtig zu benehmen. Aengstlich denkt er an die vielen Lehren, die ihm der Truchsess gegeben hat: nicht mit beiden Händen stopfen, nicht zu schnell essen, nicht mit andern zugleich in die Schüssel langen, nicht mit vollem Munde trinken oder sprechen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf den Ellenbogen stützen, sich nicht in die Hand oder in das Tischtuch schneuzen! Wenn er nur gegen keine der vielen Tischregeln verstösst! Es will ihm beinahe nicht schmecken, das leckere Mahl! Gerade wollte er einen abgenagten Knochen wieder in die Schüssel werfen! Halt, das ist ja verboten! Und wenn ihm nur kein Bissen des guten Bratens hinfällt! Fast neidisch sieht er, wie die vornehmen Damen und Herren geschickt mit den Dingen umgehen, und strengt sich an, ja recht artig zu essen und zu trinken.


AHB

Aber schon trägt der Sänger ein neues Lied vor:

Nun mag man fröhlich schauen
Tage, die bunt und klar;
voll Wonne, Wald und Auen,
und selbst der Berge Schar
ist nun wie Tal und Heide
ergrünt in grünem Kleide;
nun sind des Sommers Wonnen offenbar,
und niemand kann sie zählen,
derweil sie überquellen
im warmen Sonnenlicht:
Schön sind seine Gesellen,
Veilchen, Rosen, Klee,
Baumblust, Gras, und eh
du es ahnst, blüht das Vergissmeinnicht.

Nun hat das Leid verlassen
die letzten Vögelein;
sie sind von Herzen froh.
Glück blüht uns längs der Strassen;
kein Sommer freute so
wie dieser Sommer freute
mit seinem Lichterschwall;
nun singen, tanzen die Leute,
und aus den Bäumen klingen
zu all der Vögel Singen
die Liebesrufe einer Nachtigall.

(Aus: Max Geilinger, Minnesangs Frühling in der Schweiz)

Rauschender Beifall lohnt des Sängers Lied. Bis anhin freilich hat der Spielmann sich mit seinem Gesange an die ganze Tafelrunde gewendet, da er in seinem Vortrag einfach die Schönheit der Jahreszeit gepriesen hat. Der festliche Anlass des Tages erfordert aber, dass er auch des Helden dieses Festes gedenke, des jungen Mannes, der heute morgen zum Ritter geschlagen worden ist. Der Sänger lässt darum der mündlichen Unterhaltung wieder Raum; er hat wohl gemerkt, dass am obern Ende der Tafel die Ritter mancherlei Wunderdinge und Neuigkeiten erzählen. Die scharf gewürzten Speisen geben Durst, und die Ritter sind von weiten Kriegsfahrten her gewohnt, dem Weine zuzusprechen. Sie vergessen allzuleicht, dass gerade das Masshalten eine der schönsten Rittertugenden ist. Daran erinnert sie des Spielmanns neues Lied:

Die Weisen sagen und sie reden wahr,
kein Unmass daure mehr als dreissig Jahr;
klug ist es, stets das rechte Mass zu pflegen:
Was menschlich ist, das währt uns Menschen gern.
Wer aber Unmass treibt voll Ungeduld,
der hat sich ganz des Teufels Rat ergeben
und haust bei ihm, abseits von Gottes Huld:

Das rechte Mass ehrt jedes rechte Ding;
das rechte Mass erst bringt das rechte Leben.

Diesem Spruchlied zollen die Ritterfrauen besonderen Beifall. Die Ritter glauben, es sei dem jüngsten unter ihnen zugedacht, müssen aber bald merken, dass sich der Sänger erst mit seinem letzten Mahnliede ganz an den neuen Ritter wendet:

Jüngling, dich will ich lehren,
so dumpf ich selber sei,
den Leib in Würde festen;
dann wirst du selber frei.
Und dienen sollst du Gott
und alle Frauen ehren;
verachte seichten Spott;
wo du sie siehst, die besten,
gesell dich selber bei.

Bereit, dein Wort zu halten,
verkneif nicht deinen Mut;
dann wirst du würdig alten
und wird dein Ende gut.

(Aus: Max Geilinger, Minnesangs Frühling in der Schweiz)

„Einstweilen stehst du am Anfang", meint lachend der Burggraf zum Jungritter, während alle dem Sänger Beifall spenden. „Gewiss ist es so", fügt die Burggräfin bei, „aber ein trefflicheres Lied hätte der Spielmann zum heutigen Anlasse doch nicht vortragen können."

Nachdem der Spielmann noch einige fröhliche Lieder dargeboten hat, geht das Festmahl zu Ende. Wiederum bringen die dienenden Knaben Wasser zum Händewaschen. Dann räumen sie den Tisch ab und tragen die Tischplatten wieder hinaus. Damit ist die Tafel aufgehoben; das Fest aber dauert weiter. Noch lange sitzen die Tischgenossen beisammen und lassen sich Südfrüchte und Honigkuchen,

die herumgeboten werden, wacker munden. Während der wandernde Sänger all das, was er auf seinen jüngsten Fahrten von den Ereignissen an den Höfen der Könige vernommen, dem Burggrafen eingehend berichtet, setzt sich der Burgkaplan mit einem Ritter zum Schachspiel nieder. Indessen bleibt dem Spielmann nicht allzuviel Zeit für seinen Bericht, denn das Jungvolk bittet ihn, zum Tanze aufzuspielen. Zuerst versucht der Knappe des Spielmanns seine Kunst; allein, sein Können ist noch zu klein, so dass schliesslich der Spielmann selber zur Geige greifen muss.

Ueber dem Tanze bricht die Nacht herein. Da verlassen die Burgleute samt den Gästen den Saal und begeben sich zur Ruhe.

Zwei Tage darauf verlässt der Spielmann mit seinem Knappen die Burg. Gesang und Spiel sind reichlich belohnt worden, hat doch der Burgherr dem Sänger ein neues Gewand geschenkt. Während die zwei Reiter den Burgweg hinabjagen, trällert der Sänger ein Lied, das ihm eben einfällt und das die Freigebigkeit des Ritters als vornehmste Tugend preist. Wohin des Weges? Das weiss noch keiner der beiden Reiter, nur das eine wissen sie: Von einer Burg zur andern zu „fahren" - ist Spielmannslos!

Arbeitsaufgaben:

1. Berichte über mittelalterliche Tischsitten! Welche Regeln hatte der Knabe des Burgherrn besonders zu beachten? Vergleiche mit der Gegenwart!
2. Gibt es heute auch noch Spielleute? Wo und in welcher Form? Was hat sie fast ganz verdrängt?
3. Schildere den Verlauf eines Festmahles auf einer Ritterburg!
4. Lies die Balladen „Der Sänger" von Goethe und „Des Sängers Fluch" von Uhland! Welche Strophen enthalten besondere Züge aus dem Leben eines Sängers? Lerne eines der beiden Gedichte auswendig und trage es vor!
5. Die Frage „Wie wurde einer Knappe und schliesslich Ritter?" wird im vorliegenden Lebensbild beantwortet. Berichte!
6. Sammle Bilder aus dem Spielmannsleben der Ritterzeit! Gib eine Beschreibung davon!
7. Kannst du folgende Ausdrücke und Redensarten erklären: aus der Hand in den Mund leben; zu sehr aufschneiden; auftischen; die Tafel aufheben; kalt stellen; unter den Tisch fallen; Gelage?

13

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Saumzug über den Gotthard

Vor der Sust in Airolo herrscht reger Betrieb. Der schöne Sommertag hat die Passwanderer frühzeitig geweckt. Wer dem Süden zustrebt, freut sich, das wilde Gebirge mit seinen Abgründen hinter sich zu haben und dem lichten Mittag entgegenzuwandern; wer passwärts geht, wünscht sich wolkenlosen Himmel, um wenigstens vor den Unbilden des Wetters gesichert zu sein.

Schon hat man die ausgeruhten Saumtiere aus den Ställen geholt und mit den kostbaren Lasten beladen. Nachdem die Forderungen des Wirtes für Mensch und Tier beglichen sind, stellen sich die einzelnen Gruppen zum Auf- oder Abstieg ein. Unter ihnen fällt ein hochgewachsener Kaufherr auf, der mit seiner Tochter den Warenzug zu Pferd begleitet. Trotz der vielen Gefahren hat er es sich nicht nehmen lassen, die weite Reise von Flandern nach der fernen Lombardei zu unternehmen. Vor einigen Wochen hat er mit seiner kleinen Karawane teure flandrische Stoffe nach Mailand gebracht. Nun kehrt er mit mehreren Ballen lombardischer Seidentücher und Fässchen voll orientalischer Gewürze und Spezereien in sein Land zurück.

„Gute Reise!" ruft der Sustwirt, während die kräftigen Pferde ungeduldig wiehernd auszuschreiten beginnen. „Danke!" entgegnet

der Kaufmann, und auf die Bergspitzen deutend, die im Morgenlichte erglänzen, meint er zu seiner Tochter: „Diesmal wird es bestimmt besser gehn als auf unserer Herreise, da ein Unwetter im Val Tremola uns überfiel!" - „Hoffen wir es, Vater," erwidert mit etwas zaghaftem Lächeln die Tochter. Sie entsinnt sich nicht gern jenes schrecklichen Abstiegs durch das wilde Felsental. Immer und immer wieder mussten sie des Unwetters wegen anhalten oder unter vorspringenden Felsen vor den niederprasselnden Hagelkörnern Schutz suchen. Oftmals schien es geradezu, sie seien vom rechten Wege abgeirrt und müssten in todbringende Abgründe stürzen.

Munter schreiten die Tiere aus, allen voran der bissig aussehende Geleithund, der vom Diener an einer Leine geführt wird. Bald beginnt der Weg zu steigen. Da er im Schatten der Felswände sich aufwärts schlängelt, ist es recht kühl. Deshalb sind alle froh, warme Gewänder auf dem Leibe zu haben: Der Kaufmann sein Samtwams, die Tochter ihr bis auf die Füsse fallendes Wollkleid und der Diener seine Jacke mit dem Schal und die gestreiften Beinlinge, die ihm das Wandern erleichtern.

Beständig wendet der Kaufherr sich zurück zu den nachfolgenden Saumtieren, die des harten Pfades gewohnt, zunächst fast mühelos folgen. Ein jedes wird von einem Säumer geführt, der an einem kräftigen Stecken geht. Dem Zuge voraus reiten einige Reisige, während andere die Karawane beschliessen. Stundenlang steigt der Weg, stundenlang geht es zwischen himmelan strebenden Felsen bergauf. Immer tiefer werden die Schluchten, an denen der Saumweg vorbeiführt, immer mehr tritt der Pflanzenwuchs zurück, so dass die steinige Einöde nur vom Klingen der Saumtierglöcklein und dem Hufschlag der allmählich mühsamer steigenden Tiere belebt wird. Von allen Seiten rauschen Wildwasser zu Tal. Ab und zu hört man das Kreischen einer Bergdohle, die nach spärlicher Nahrung äugt. Die tiefen Felsschatten bedrücken das Gemüt der fremden Passgänger, und nur langsam gewöhnen sie sich an die schauerliche Gegend. Freilich tröstet sie der Gedanke, dass sie alle eine Reisegemeinschaft bilden, und wenn sie gar an die Schrecken jenes ersten Ueberganges denken, will ihnen dieser Aufstieg fast leicht erscheinen. Manchmal, bei einer Wegbiegung, erblicken sie unter sich die nachfolgende Säumerkolonne.

Noch haben sie die Hälfte der Wegstrecke zum Hospiz nicht zurückgelegt, fängt der Geleithund an, aufgeregt zu schnüffeln und zu bellen, als wären Räuber in der Nähe. Die Kaufmannstochter wechselt besorgte Blicke mit dem Vater. „Keine Angst, mein Kind!" sagt lachend der Kaufherr. Und wirklich, kaum hat er gesprochen,

erscheinen bei der nächsten Wegkehre ein paar seltsam gekleidete Gestalten. Voran schreitet ein Mann in buntfarbigem Gewande, mit einer Art Zupfgeige, die er um die linke Schulter gehängt hat. Dem Spielmann folgen zwei Pilger in langen, grauen Mänteln und mit breitkrempigen, runden Hüten. Die Gruppe beschliesst ein Mönch in schwarzer Kutte. Anscheinend führen sie ein kurzweiliges Gespräch, das aber der Kaufmann und seine Tochter nicht verstehen, weil es ihren Ohren völlig fremd klingt.

Gleich darauf begegnen sie einigen Sennen. Der eine hat sein Räf mit Käse beladen, der andere trägt eine Kränze auf seinem Rücken und treibt ein paar Schweine vor sich her, die er auf dem Viehmarkt in Bellinzona verkaufen wird. Die ungebärdigen Tiere verursachen dem Sennen viel Mühe, denn er muss sie beständig zur Wegmitte treiben, damit keines in den Abgrund stürzt. Die Ziegen freilich, die vom nachfolgenden Sennen überwacht werden, schreiten leichtfüssig den holprigen Pfad herab, obgleich sie neugierig in alle Winkel hinein schnuppern. Ein Glück, dass der Geleithund vom Diener im Zaum gehalten wird, denn sonst müsste es hin und wieder zu Balgereien kommen, die auf dem abschüssigen Pfad allzu gefährlich wären.

Allmählich wird es wärmer. Die Vormittagssonne blinzelt da und dort durch die Felslücken. Manchmal glaubt die Karawane, dem Pass schon nahe zu sein; allein der Weg windet sich in ständig neuen Kehren zur Höhe. Dort allerdings wird dann eine wohlverdiente Rastpause die Müden erwarten.

*

In der Passherberge, einer bescheidenen Unterkunftsstätte, die von einem Airoleser geführt wird, erhalten die Teilnehmer des Saumzuges gastfreundliche Verpflegung. Obgleich das Mittagessen nur aus einer geschmalzenen Suppe, Brot und Käse besteht, sind alle froh um diese Stärkung. Nachdem der Kaufherr bezahlt hat, begibt er sich mit seinen Leuten in die nebenanstehende Kapelle, um Gott für den gewährten Schutz zu danken und ihn auch für den kommanden Abstieg darum zu bitten.

Schon auf dem Weg vom Hospiz nach Urseren schlägt das Wetter um. Die Schöllenen herauf schleichen graue Nebelschwaden, aus denen es zu rieseln beginnt. Und wie man sich dem Talgrunde nähert, setzt Regen ein. Ein Glück, dass in Urseren die müden Saumtiere entlastet werden können. Allerdings drängt der flämische Kaufherr nach einem kurzem Aufenthalt weiter, denn allzulange schon hat diese beschwerliche Reise nach dem Süden gedauert. Mit neuen, frisch beladenen Tieren wird die Fahrt fortgesetzt.

Bald qelangt die Karawane auf die Twärrenbrücke, den an der Kilchbergwand an Ketten aufgehängten Brettersteg. Unter ihm tost die Reuss talab und wirft ihren Gischt an die Balken und Bretter hinauf. Aus grauem Gewölk fällt unermüdlich der Regen. ‚Kein Wunder', denkt der Kaufmann, ‚dass die Leute kaum das Holz aufbringen, um diesen Steg zu unterhalten!' Polternd, wenn auch sicheren Fusses, schreiten die Pferde und Maultiere über die tollkühn an die Felswand gehängte Holzbrücke. So oft er sich umwendet, gewahrt er, dass seine Tochter vor der schwindelnden Tiefe die Augen schliesst. Schaurig der Gedanke, ein Tier könnte auf dem glitschigen Bretterboden ausgleiten und in die Tiefe stürzen! Doch - auch diesmal überstehen alle trotz des schlechten Wetters heil die Schrecken der Schöllenenschlucht.

„Weiss der Himmel, wie Menschenhand den hängenden Steg und diese Teufelsbrücke gebaut hat!" meint sichtlich aufatmend der Diener zur Tochter seines Herrn, nachdem sie die schlimmsten Partien des Nordhanges passiert haben. „Gewiss", erwidert sie, „wenn unsereiner sich zu Tode ängstigt, diesen Pfad zu begehen, wie müssen seine Erbauer erst dem Tode ins Antlitz geschaut haben, da sie über der schwindelnden Tiefe hingen und dem wilden Gebirge Fuss für Fuss abtrotzten!"

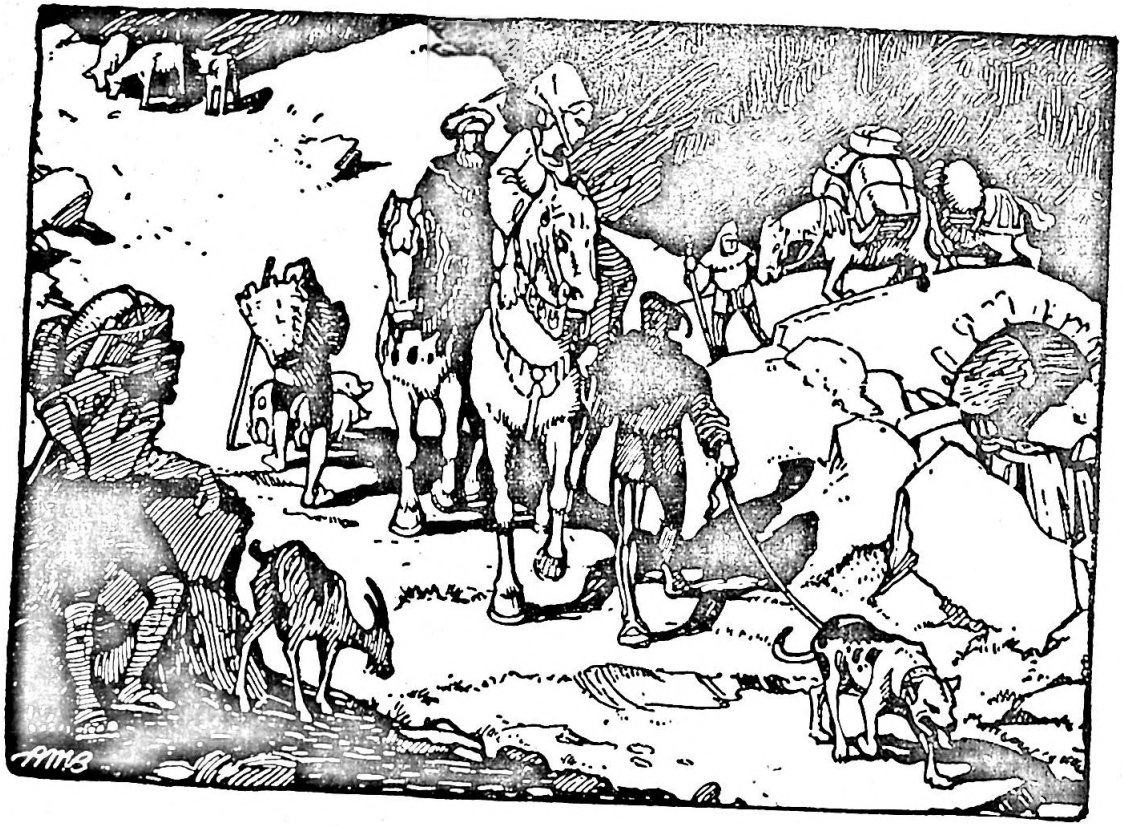
„Ja", meint mit nachdenklichem Kopfnicken der Diener, „diese Leute des Reusstales sind ein harter und genügsamer Menschenschlag. Wie sicher gehn diese Säumer neben den Maultieren her! Und wenn wir Bewohner der Ebene längst todmüde sind, wandern sie unbeirrt und stet den Holperweg weiter, als kennten sie weder Hunger noch Müdigkeit!"

Damit versiegt das Gespräch der beiden, denn der gähe Weg, der auf schmalem Grasband dem Fels entlang führt, fordert ihre volle Aufmerksamkeit.

In Wassen müssen sie den Zoll des Landes Uri entrichten. Der Kaufmann tut es gerne, nachdem er an verschiedenen Stellen gesehen hat, wie die Wegknechte der Säumergenossenschaft in harter und gefahrvoller Arbeit trotz Sturm und Regen den Pfad ausbesserten.

*

Drei volle Tage sind vergangen, seitdem der Warenzug die Sust von Magadino am Langensee verlassen hat. In Bellinzona musste man den Zoll an die Mailänder Herren entrichten. Mit Vergnügen war man in der dortigen Sust eingekehrt und später in der von Giornico abgestiegen.


AMS

Bereits hat man auch die Raststätte von Silenen passiert und ist eben daran, in der Sust von Flüelen Nachtquartier zu beziehen.

Für den Kaufherrn gibt es hier eine Menge geschäftlicher Angelegenheiten zu erledigen. Säumer und Reisige müssen hier entlöhnt werden. Hierauf will der Reichszoll an die Habsburger bezahlt sein. Schliesslich setzt der Kaufmann mit dem Führer des Urinauens Preis und Zeit der Abfahrt über den See nach Luzern fest.

Nach einem kräftigen Abendimbiss sitzen Kaufherr, Tochter und Diener plaudernd mit den übrigen Gästen des Hauses zusammen.

Der Sustmeister, dem die zarte Kaufmannstochter schon bei der Herreise vor einigen Wochen aufgefallen war, wendet sich nach ein paar beiläufigen Bemerkungen über das Wetter mit den Worten an sie: „Gäste Eurer Art sind bei uns nicht alltäglich. Es wundert mich, dass Ihr neben all den Männern die beschwerliche Reise nach Mailand gewagt habt!" - „Hätte ich im voraus alle Anstrengungen und Gefahren gekannt, wäre ich vielleicht zu Hause geblieben", erwidert sie. Und mit einem Seufzer der Erleichterung fügt sie bei: „Nun haben wir aber das Schlimmste der Fahrt überstanden und ich bin doppelt froh, meinen Vater begleitet zu haben." - „Ich danke dir, mein Kind", sagt der Kaufherr mit einem väterlich gütigen Blick auf seine hübsche Tochter. „Die Herren müssen wissen, dass auch ich erst nach vielen Bedenken meine Zustimmung gegeben habe. Wäre nicht vor einem Jahr meine Frau plötzlich gestorben, wer weiss - - -." Der Kaufmann stockt. Aber gleich fährt die Tochter mit einem aufmunternden Lächeln fort: „Siehst du, Vater, ich wusste es ja, am Ende hättest du die dringend notwendige Reise gar nicht gemacht, wenn du allein hättest gehen müssen! Zugegeben, manchmal waren Weg und Wetter so schlecht, dass wir für unsere Gesundheit fürchten mussten. Wenn ich aber wieder sah, mit welcher Ruhe und Zuverlässigkeit die Säumer unsere Karawane führten und wie die Bewohner des Gebirges täglich den Gefahren und Schrecken begegnen, hätte ich mich geschämt, nicht für ein paar Tage das Gleiche durchzustehen." - „Bravo!" mischt sich der Sustmeister wieder ins Gespräch, „der hochgemute Sinn dieses Mädchens verträgt sich mit dem unserer Markgenossen. Wie könnten unsere Leute ihr Los tragen, wenn nicht einer dem andern beistünde? Wenn nicht der Nachbar dem Nachbar zu Hilfe eilte, wenn Wildwasser und Feuer sein Heim bedrohen; wenn Lawinen niedergehn, Wege auszubessern sind, wenn Geld- und Machtgier der Herren unsere Freiheit bedrohen?" - „Und bei all dem harten Leben verdienen die Leute wohl gerade genug, ein karges Dasein zu fristen?" wirft der Kaufherr ein. „Gewiss", versetzt der Sustmeister. „Trotzdem

ist die Säumerei ein willkommener Verdienst im Lande. Hoffentlich seid Ihr mit unsern Säumern zufrieden gewesen?" - „Das will ich meinen!" sagt lachend der Kaufherr. „Ich werde sie überall empfehlen!"

*

Am folgenden Morgen ist der Kaufmannsdiener unter den ersten auf dem Platze. Schon sind jene Kaufleute, die gestern von Luzern her kamen, eifrig daran, Säumer anzuwerben. Diese warten, bis sie aufgerufen werden. Hierauf laden die Knechte die Lasten auf die Bastsättel.

Nachdem er zweimal den Pass überstiegen hat, begreift der Diener, weshalb diese Arbeit so sorgfältig ausgeführt werden muss. Bald sind es seilumschnürte, dicke Ballen, bald kleine Fässchen, bald starke Kisten, die behutsam und genau auf den Bastsätteln festgeschnallt werden. Die Knechte haben vor allem darauf zu achten, dass die Traglast, die meist zwischen ein bis eineinhalb Doppelzentner beträgt, gleichmässig auf beiden Seiten des Sattels verteilt wird. Weder zu hoch noch zu breit darf die Last sein, damit die Tiere nicht an die vorstehenden Felsen des Saumweges stossen. Ein jedes muss daher mit seiner vollen Ladung unter einem eigens hiefür aufgestellten Bogen durchgehen. Indessen scheinen die Knechte ein geübtes Augenmass zu besitzen, denn nur eine einzige Ladung wird vom Säumerobmann beanstandet und muss umgebastet werden, weil die Oberlast das zulässige Mass überschreitet.

Unterdessen ist auch der Nauen für die Rückfahrt nach Luzern bereitgestellt worden. Eben erscheint der Kaufherr, um den Umlad des aus dem Süden gebrachten Handelsgutes vom Land auf das Schiff zu überwachen. Mit geschickter Hand besorgen die Ladeknechte diese Arbeit. Ein besonderes Augenmerk hält der Kaufherr auf die sechs länglichen Fässchen aus Buchsbaumholz, die köstliche Spezereien und Gewürze aus dem Orient enthalten. Sie müssen auf alle Fälle vor der prallen Sonne wie vor dem Einfluss des Wassers geschützt werden.

Eine halbe Stunde später gleitet der Nauen, von kräftigen Ruderern vorangetrieben, aus dem Hafen von Flüelen, während talauf das Klingen der Saumtierglöcklein den frischen Morgen erfüllt.

*

Viele Stunden dauert die Fahrt über den See. Schliesslich aber geht auch sie zu Ende, denn jetzt steuert der Nauen dem Verladeplatz zu.

Luzern! Zwischen Hof- und Kapellbrücke, deren Palisaden unbefugten

Schiffen den Zugang sperren, gelangt das Schiff durch eine Lücke zum Ufer, wo es bei der Sust anlegt. Da der Kaufherr bei den Juden einen Geldwechsel vorzunehmen und sonst noch einige Geschäfte zu erledigen hat, kann er die Reise erst am folgenden Tag fortsetzen.

Am nächsten Morgen wird die Ladung auf schwere Lastwagen verpackt. Wieder begleiten Knechte, die mit Spiessen und Halbarten bewaffnet sind, die Fuhrwerke. Beim Zollgebäude wird der österreichische Zoll erhoben und beim Stadttor muss der Kaufmann den Durchgangszoll entrichten. Trotzdem auch nach dem Verlassen der Stadt noch viele Weg- und Brückengelder zu bezahlen sein werden, ist er froh, den schlimmsten Teil des weiten Handelsweges hinter sich zu haben.

Arbeitsaufgaben:

1. Beschreibe das Bild vom Brückenzoll!
2. Den Passgängern drohten viele Gefahren. Zähle auf!
3. Schildere, wie ein Maultier beladen (gebastet) wurde!
4. Welche Waren wurden nach dem Süden, welche nach dem Norden transportiert?
5. Das vorliegende Geschichtsbild sagt dir, wer alles über den Gotthard zog.
6. Stelle in einer einfachen Skizze die Susten und Zölle des eigentlichen Gotthardweges dar (Magadino bis Luzern)!
7. Suche alte Bilder und Zeichnungen, die Szenen oder Orte des alten Gotthardweges veranschaulichen.
8. Zeichne das Netz der wichtigsten mittelalterlichen Verkehrsstrassen der Schweiz!

15

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Albert Egger — mit Zeichnungen von A. M. Bächtiger

Verlegt bei Werner Egle, Gossau SG

Der schwarze Tod

Der Apotheker Niklaus Stehelin spazierte mit seinem Ratskollegen aus der Gerberzunft dem Rheinufer nach. Die beiden Männer sprachen über die Zeitläufte. Basel war kurz zuvor dem Bund der Eidgenossen beigetreten und genoss die gegenseitigen Vorteile für Handel und Wandel, die sich in einem spürbaren Aufschwung für die Stadt Basel zeigten. Auf der Rheinbrücke begegneten sie einem Söldnerhaufen aus den inneren Orten. Der Reiter, der die Kolonne anführte, schwang stolz Frankreichs Lilienbanner. Besorgt blickten die beiden Ratsherren dem Zuge nach, und Stehelin bemerkte mit Bitterkeit: „Man sollte den fremden Kriegsdienst verbieten, das wird kein gutes Ende nehmen."

Dann verabschiedeten sie sich, und Stehelin schritt der Rebgasse zu. Als der Apotheker kurz vor seinem Hause die Strasse überquerte, stolperte er über den aufgedunsenen Leib einer toten Ratte. Er schob sie mit dem Fuss beiseite und ging weiter. Bevor er sich niederlegte, dachte er nochmals an die tote Ratte und nahm sich vor, bei Gelegenheit im Bürgerrat über die Sauberkeit in den Strassen und Häusern zu sprechen.

Am folgenden Morgen, als Stehelin seine Apotheke öffnete, sah er vor der Türe zwei Ratten mit triefenden Lefzen und nassen Fellen.

Sie starrten ihn an, drehten sich mit einem spitzen Pfiff um und verendeten. Gleichzeitig rief ihm der Nachbar zu, auf dem Abfallhaufen hinter dem Haus lägen auch mehrere Ratten herum. Die Meldungen von dem unerklärlichen Auftauchen und Verenden der ekligen Nager überstürzte sich. Die Zahl der Tiere, welche tot gefunden wurde, stieg nach wenigen Tagen in die Tausende. Der Gestank wurde unerträglich, und der Rat der Stadt richtete einen Dienst ein, der die toten Ratten sammeln und verbrennen musste.

Vierzehn Tage nach dem ersten Rattenfund beklagte sich der Gewürzkrämer Zuberbühler über heftiges Fieber. Seine Frau holte beim Apotheker Rat und Heilmittel. Stehelin gab ihr die üblichen Teekräuter. Doch schon ein paar Stunden später stand die Frau des Krämers wieder in der Apotheke. Zum Fieber waren heftige Halsschmerzen hinzugekommen. Ausserdem bildeten sich unter den Achselhöhlen und in der Leistengegend Knoten. Stehelin erschrak ob diesem Bericht und wollte selbst nach seinem kranken Freunde sehen.

Er begleitete die Frau und fand Zuberbühler wimmernd mit hohen Fiebern im Bett. Unter den Armen hatte der Kranke grässliche schwarze Beulen. Stehelin eilte nach Hause und holte Theriak, ein breiförmiges Heilmittel aus rund dreissig Kräutern zusammengestellt. In der niedrigen, ungelüfteten Krankenstube roch es entsetzlich. Der Apotheker befahl den Kindern, das Zimmer zu verlassen. Der kranke Gewürzkrämer wurde von Schüttelfrösten überfallen und phantasierte im Fieber. Er redete in wirren Sätzen von einem Handel mit Pfeffer und anderen Gewürzen und schimpfte über die betrügerischen Mailänder Kaufleute. Doch fand Stehelin keinen Zusammenhang in seinen Reden. Frau Zuberbühler konnte ihn auch nicht befriedigend aufklären.

„Mein Mann hat vor einigen Wochen aus der Lombardei Gewürzfässer erhalten, welche schlechte Ware enthielten. Safran war auch dabei, der über Stambul (Istanbul) mit dem Schiff verfrachtet und in Venedig gelöscht wurde. In Oberitalien wurde die Ware wegen einer Seuche längere Zeit zurückgehalten, bis einiges davon verdorben war. Genaues weiss ich auch nicht." Der Apotheker hätte gerne noch mehr darüber erfahren. Er versprach, am andern Morgen wiederum zu kommen und nach dem kranken Mann zu sehen. Es war nicht mehr nötig. In der Nacht starb der Kaufmann Zuberbühler. Die ganze Wohnung wurde mit Birkenrinde ausgeräuchert.

Niklaus Stehelin war ein Apotheker, der sehr viel wusste über die Krankheiten. Von weit her besuchten ihn die Leute, er kannte sich viel besser aus als viele Aerzte seiner Zeit, die oft nicht mehr ver-

standen als „zu Ader lassen" und Tee verschreiben. Stehelin studierte unermüdlich. Auch am Abend nach dem Tode Zuberbühlers sass er am Tisch und schrieb Notizen über den Verlauf der Krankheit. Die Gewürzsendung aus Arabien gab ihm zu denken, und die Rattenplage brachte er nicht mehr aus dem Sinn. Dunkel ahnte er die Zusammenhänge, ohne sie beweisen zu können. Stehelin kannte die Anzeichen und Erscheinungen der Beulenpest. Er las von jener furchtbaren Seuche, die in Europa zum erstenmal im sechsten Jahrhundert auftauchte und hauptsächlich in den Mittelmeerländern grosse Gebiete vollständig entvölkerte. Dann blätterte er in Aufzeichnungen über die Kreuzfahrer, welche das heilige Land von den Mohammedanern befreien wollten. Diese Leute brachten die Pest mehrmals in die verschiedensten europäischen Gebiete zurück, wo oft mehr als die Hälfte der Bevölkerung ganzer Landstriche starb. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von 1347—1349 erlebten auch die eidgenössischen Lande eine schreckliche Pestzeit. „Dieses Sterben war grösser als je zuvor", meldete ein Chronist, „manch Land starb aus und man fand Schiffe auf dem Meere mit Kaufschätzen, darin alle Leute gestorben waren und die herrenlos umhertrieben." Eine andere Kunde erzählte: „Zu Basel blieben vom Aeschheimertor bis an das Rheintor hinab beiderseits nur drei Ehen ganz und vergingen in der Stadt bei 14 000 Menschen."

Genf verlor 6000 Bewohner, und in Bern raffte der „Schwarze Tod" die Hälfte der Bevölkerung dahin. Gerüchtweise verlautete unter der Ritterschaft des Elsasses, dass in Bern nur noch wenige wehrfähige Männer in den Mauern hausen würden. Darauf erwogen sie einen Rachezug wegen der Niederlage bei Laupen. Nicht nur die Städte, auch die Berggebiete blieben keineswegs verschont, das Kloster Pfäfers verlor 200, das Kloster Engelberg 116 Personen, und im Emmental wütete die Pest so grauslich, dass nur noch zwei Dutzend Männer übrig blieben.

Der Verlauf der Krankheit bei Zuberbühler stimmte überein mit den Schilderungen früherer Fälle, so dass Stehelin einen neuen Pestausbruch in der Stadt befürchten musste. Gewissheit erhielt er nach wenigen Tagen, als die Zahl der Erkrankten und Pesttoten rasch anstieg.

*

Es war eine aufgeregte Stimmung unter den Räten, als sie sich versammelten, um Massnahmen gegen die Pest zu beraten. Nicht alle waren erschienen; von der Seuche hinweggerafft, von der Krankheit bereits gezeichnet oder aus Angst geflohen, das waren die Gründe der Absenzen.

Stehelin verlangte eine grössere Sauberkeit in der Stadt, dass die Schweine aus den Strassen weggetrieben würden, Abfälle dürften nicht mehr in die Gassen geworfen werden. Ganz besonders aber empfahl er, besser zu den Brunnen der Stadt zu schauen, die vor Verschmutzung geschützt werden müssten. Da geriet er in einen heftigen Wortwechsel mit einem Ratsherrn, der die Schuld an der Pest bösen Menschen zuschieben wollte, welche in die Brunnen der Stadt Gift geworfen hätten. Andere erzählten von Pestdämonen, welche nachts durch die Strassen fliegen und in die offenen Fenster der Häuser hauchen würden. Es gelang den Aerzten und dem Apotheker nicht, die Leute von ihrem Aberglauben zu bekehren. Immerhin stand die Mehrheit des Rates zu Stehelin, und es wurden verschiedene Massnahmen beschlossen:

1. Draussen vor den Toren der Stadt werden eigentliche Pestfriedhöfe angelegt. Die Toten werden jeden Morgen gesammelt und ohne Särge in die Grube auf dem Pestfriedhof gelegt und mit Kalk überschüttet. Wenn man keine Leute finden sollte, welche die Pesttoten sammeln, so werden Verbrecher dazu gezwungen. Diese Leute müssen auch die von Pesttoten verseuchten Wohnungen mit Wacholder ausräuchern.

2. Die Strassen der Stadt müssen reingehalten werden. Vor den Häusern ist das Anlegen von Misthaufen verboten. Die Abfälle aus den Küchen dürfen nicht mehr auf die Gasse geworfen, sondern müssen in Kübeln aus der Stadt weggeschafft werden. Für die Reinhaltung der Brunnen werden eigens Leute beauftragt.

3. Alle Volksversammlungen, alle Feste und Märkte sind verboten.

4. Die Tore der Stadt werden geschlossen und besondere Wachen hingestellt. Auch alle Brückenübergänge und Fähren erhalten die Pestwache.

5. Die Aerzte und Geistlichen, welche allein die Pestkranken besuchen dürfen, erhalten Schutzkleider und Masken. Die Pestärzte tragen Dosen mit wohlriechenden Oelen oder Kräuteressig mit einem Schwamm bei sich.

6. In der Kirche werden Bittandachten zu den Pestheiligen St.Rochus und St.Sebastian gehalten.

Alle diese Massnahmen wurden auf Pergament geschrieben und dem Volk bekannt gegeben.

*

Trotz der Anstrengungen, welche die Stadt zur Unterdrückung der Seuche unternahm, breitete sich der schwarze Tod immer weiter aus.

AMB

Ueberall dort, wo sein heisser Atem ein Haus oder eine Wohnung berührte, hörte man am andern Tage Angstgeschrei und Wehklagen. Die Aerzte fanden die Zeit nicht, auch nur den kleinsten Teil der angesteckten Pestkranken zu besuchen, denn oft dauerte der Verlauf der schrecklichen Seuche bis zum Tod nur wenige Stunden. Stehelins Apotheke glich einer Hexenküche. Tag und Nacht brodelte es in den Pfannen und Kübeln. Medizinen aus Baldrian, Enzian, Wacholder, Bibernell und Knoblauch wurden in grossen Mengen hergestellt. Der Apotheker, der sonst keine Bewilligung zum Krankenbesuch besass, wurde fast ohne Unterlass in viele Familien gerufen. Die Zahl der Toten stieg ständig an. Vierzig hatten die Leichenträger an einem Tag in die Grube gelegt, andern Tages waren es achtundvierzig, dann sechsundfünfzig. Niemand konnte das Ende der furchtbaren Krankheit absehen. Not und Verzweiflung kehrten in die Stadt ein. Stehelin spürte das Grauen nicht mehr, wenn er in die Stuben kam, in denen man kaum mehr atmen konnte, wo drei, vier Kranke im Schmutz lagen, die Sterbenden sich grünlich entfärbten und ein süsslicher Verwesungsgeruch durch die Gänge zog. Er fürchtete sich nicht, die Kranken zu untersuchen, die Säcklein mit den Heilkräutern auf die Beulen zu binden oder den gelblichen Eiter der aufgebrochenen Wunden abzuwischen.

Manchmal, wenn er todmüde nach Hause kam, überfiel ihn jedoch die Angst, er könnte die Pest auch in seine Familie hineintragen und seine Frau und Kinder anstecken. Wohl hatte er ihnen verordnet, Knoblauch mit Salz zu essen; wohl hielt er darauf, dass sich seine Familienangehörigen ständig peinlich sauber hielten. Auch er betrat das Haus nie, ohne seine Hände lange Zeit in Essigwasser zu waschen. Gesicht und Oberkörper wusch er jedesmal kräftig, bevor er in die warme Stube trat. Er kannte aber die Machtlosigkeit, mit der man dieser Krankheit gegenüberstand. „Die Eiligsten holt die Pest ein, des Stärksten wie des Weisesten spottet sie und der Vornehme gilt ihr gleich viel wie der Geringste, der Geistliche nicht mehr als der Laie; durch alle mitten hindurch schreitet sie unbeirrt und mäht ihre Schwaden links und rechts zu Boden."

Zehn Tage nach Ausbruch der Seuche war die Zahl der Toten in der Stadt auf achthundert angestiegen, nach fünfzehn Tagen waren es bereits vierzehnhundert. Es war ein schauerlicher Anblick, wenn im Morgengrauen die in schmutzigweisse Gewänder gehüllten und mit grässlichen Masken versehenen Männer ihre Karren durch die Strassen schoben und die vor den Haustüren liegenden Toten aufluden. Oft zerrten sie die Pestleichen aus den Häusern und warfen sie auf den Wagen. Aechzend rasselten die Räder und entsetzlich hallten die Flüche der verrohten und abgestumpften Leichenträger

durch die verpesteten, von Regen und Schmutz aufgeweichten stinkenden Gassen. Die Ordnung in der Stadt begann zu wanken. Bereits waren Klagen laut geworden, dass Plünderer in die verwaisten Wohnungen eindringen würden, und trotz schwerster Strafe nahmen die Lebensmitteldiebstähle überhand.

Eines Morgens, die Pestseuche hatte ihren Höhepunkt erreicht, spürte Apotheker Stehelin eine merkwürdige Müdigkeit in den Gliedern. Alsbald überfiel ihn auch ein hohes Fieber und die ersten Pestbeulen zeigten sich unter den Armen und in der Leistengegend. Stehelin rief seiner Frau und befahl ihr, ein scharfes Messer zu holen. Er hatte auf seinen Krankenbesuchen die Feststellung gemacht, dass jene Pestverseuchten, deren Beulen nach aussen aufbrachen, Aussicht auf Genesung hatten.

Mit raschen Schnitten öffnete er die Beulen, aus denen eine eitrige Flüssigkeit tropfte. Stehelin verbiss die unheimlichen Schmerzen beim Aufschneiden. Nachher liess er Säcklein mit Heilkräutern auf die Wunden legen. Nach kurzer Zeit genas der Apotheker. Er konnte aber dieses Mittel nicht mehr ausprobieren, denn innerhalb weniger Tage ging die Zahl der Toten rasch zurück und die Seuche klang aus. Dankgottesdienste wurden abgehalten, die Bevölkerung atmete auf und das normale Leben kehrte wieder zurück. Und nachts raschelte es wieder in den Wänden der Häuser. Die Ratten!

* *

Mit dem Ausklingen dieser Pestseuche war leider noch nicht das Ende der Pestzeiten in unserem Lande angebrochen. 1519 überfiel der „Schwarze Tod" die Stadt Zürich, wobei auch Zwingli angesteckt wurde. 1542 und 1551 mussten die Stadttore von Genf wegen Pestausbruch geschlossen werden. Genf erlebte von 1568—1578 noch einmal eine Pestzeit. Ein gewaltiges Sterben breitete sich 1564—1567 in den Kantonen Basel, Bern, Zürich, St Gallen, Appenzell und Graubünden aus. Immer wieder wurde auch die West- und Nordwestschweiz davon betroffen. 1628—1629 Basel, Baselland und Bern, 1652 das Waadtland. Ein grosses Sterben hub nochmals an von 1663—1670 in Basel, Aargau, Zürich und Bern. Seither hat in unserem Land die Pest nicht mehr gewütet.

Dass in Europa die Pest praktisch ausgerottet ist, verdanken wir vor allem der genauen Kenntnis der Krankheit. Fast gleichzeitig mit dem japanischen Arzt Kitasato entdeckte der Waadtländer Yersin die Pestbazillen, welche sich unter dem Mikroskop als unbewegliche Kurzstäbchen mit abgerundeten Ecken zeigen.

Was Niklaus Stehelin einst ahnte, das konnte Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einwandfrei bewiesen werden, der Zusammenhang zwischen der Menschen- und der Rattenpest. Damals trat die Pest in Indien, China und einigen andern tropischen Ländern in einem solchen Ausmass auf, dass die Regierungen zahlreicher europäischer Staaten, deren Häfen gefährdet waren, Untersuchungskommissionen nach den Pestherden sandten. Englische Aerzte, welche in Bombay arbeiteten, konnten zweifelsfrei nach-

weisen, dass die menschliche Beulenpest direkt abhängig ist von der Rattenpest. Es wurden hunderttausende von Ratten untersucht, bei einem grossen Prozentsatz die Pestbazillen nachgewiesen. Diese Bazillen wurden durch Flöhe auf die Menschen übertragen. Wenige Uebertragungen genügen zum Ausbruch einer neuen Epidemie. Es ist uns deshalb ganz klar, dass vor allem darauf geachtet werden muss, dass die Schiffe, mit denen die Waren aus dem Orient nach Europa gebracht werden, rattenfrei sind. Die Ausräucherung der Schiffe ist eine der wichtigsten Massnahmen gegen die Pest. Dadurch werden Millionen der gefährlichen Krankheitsträger vernichtet.

Für den Fall, dass trotz aller Vorsichtsmassnahmen in der Schweiz eine Pestepidemie ausbrechen könnte, haben die Behörden geeignete Vorsorge getroffen. Es wurden Absonderungshäuser mit genügend Betten eingerichtet. Ferner sind in den grossen Bahnhöfen bestimmte Räume dafür vorhanden und ganz besonders an den Grenzen werden die sanitären Massnahmen getroffen. Ferner fand man ein Pestserum, das gegen Ansteckung eingespritzt werden kann. Allerdings schützt dieses Serum nur sehr kurze Zeit gegen eine Ansteckung.

In allerneuester Zeit erst scheint nun das wirksame Heilmittel gegen die Beulenpest gefunden zu sein. Als kurz nach dem zweiten Weltkrieg in der indischen Universitätsstadt Poona die Peulenpest ausbrach, da standen die Aerzte der Krankheit hilflos gegenüber. Wohl zogen Rattenfängerkolonnen durch die Stadt, erschlugen tausende dieser ekelhaften Tiere. Häuser, in denen Pestkranke starben, wurden angezündet, ganze Stadtteile evakuiert. Es war umsonst. Da telegraphierten die Behörden in alle Welt um Hilfe. Der Notschrei erreichte auch Dr. Waksman, den Entdecker des Streptomycin. Grosse Flugzeuge brachten sofort dieses Heilmittel von Amerika nach Indien. Die Kranken wurden mit Streptomycin geimpft. Schon nach kurzer Zeit ging die Epidemie zurück und die Aerzte telegraphierten Dr. Waksman: „In Stadtgebieten, in denen die Sterblichkeit vor drei Wochen noch siebzig Prozent war, sank sie nach Anwendung des Streptomycins auf weniger als vier Prozent. Danke - Danke - Danke".

Arbeitsaufgaben:

1. Stelle die Pestzeiten in Beziehung zu den übrigen geschichtlichen Ereignissen.
2. Suche die möglichen Wege der Pest von den fernen Ländern nach Europa.
3. Vergleiche die hygienischen Verhältnisse in mittelalterlichen Wohnungen mit den heutigen Zuständen.
4. Wir besitzen heute keimfreie Nahrungsmittel. Was ist das? Welche? Wie werden Nahrungsmittel keimfrei gemacht?
5. Welches sind die heutigen Schutzmassnahmen gegen Epidemien?
6. Suche Bilder und Geschichten aus der Pestzeit.
7. Betrachte das Bild auf Seite 5 und beschreibe es.
8. Suche die erwähnten Heilkräuter und richte ein Herbarium ein.
9. Im Text sind einige sehr gebräuchliche Fremdwörter eingestreut, lege ein Wörterbuch an und schreibe links das Fremdwort, rechts die deutsche Erklärung. Du kannst dieses Wörterbuch laufend nachführen.
10. Lerne das Gedicht: „Erzittere, Welt, ich bin die Pest . . ." von H. Lingg.
11. Wir singen das Lied: „Es ist ein Schnitter, der heisst Tod".
12. Wir zeichnen die Ratte und tragen alles zusammen, was wir über sie erfahren können.

25

Lebensbilder aus der Schweizergeschichte

von Hans Ruckstuhl, Andwil SG

Lehrmittelverlag Egle & Co. AG, Gossau SG

Mit der Postkutsche

(Eine Reise im 18. Jahrhundert)

VOR DEM POSTGEBÄUDE

Schon in aller Frühe des schönen Maientages herrschte vor dem Postgebäude reger Betrieb. In dem nahegelegenen Stall säuberte ein Postknecht die Pferde. Auch das Lederzeug und die Metallteile rieb er blank. Währenddessen pfiff er ein fröhliches Lied. Nachdem Pferde und Zubehör gereinigt und die Tiere gefüttert waren, erschien der Postmeister. Der Knecht löste im anliegenden Schuppen die Bremse des Postwagens. Dann zogen sie ihn gemeinsam ins Freie.

„Eigentlich eine Freude, diese Früharbeit," sagte plötzlich eine wohlklingende Tenorstimme. Sie gehörte einem beleibten Manne,der einen Lederkoffer schleppte. „Wie man's nimmt," brummte der kleine Postmeister. „Unsereiner weiss wieder einmal kaum, wie all' den Plunder der Herren Reisenden im Wagen verstauen", setzte er hinzu. „Dafür müsst Ihr Euch dem Knochenschüttler nicht anvertrauen und keine Beinbrüche riskieren",

erwiderte der Beleibte. „Und auf Käseduft verzichten", meinte geheimnisvoll lächelnd der Postmeister. Er kam aber nicht mehr dazu weiterzusprechen, da sich neue Reisende einstellten und er nun alle Hände voll zu tun hatte. Während er im Postgebäude verschwand, um die numerierten Karten abzugeben, säuberte der Knecht den Wagen noch fertig. Hierauf stellte er das Leiterchen an den Wagen, holte Schachteln und Säcke, Pakete und Bündel aus der Poststube und verstaute die grössern auf dem Kutschendach, während die kleinern ins Innere gestopft wurden. Schliesslich zog er die Pferde aus dem Stall und spannte sie vor die Kutsche.

DIE REISENDEN

Sie sassen ihrer vier im Wagen: Ein älterer Kaufmann aus Basel mit seiner Ehefrau, ein Leinwandhändler aus Lyon mit einem Knebelbart und ein munteres Männchen in den besten Jahren, dessen Beruf niemand kannte. Es war der erste des Monats, ein prächtiger Tag.

Die Ehefrau des Kaufmanns hatte in Chur Verwandte besucht. Dabei hatte man eine Geschäftsreise besprochen, die im kommenden Sommer die beiden in die Lombardei führen sollte. Ueber das Woher und Wohin des Männchens wusste niemand Bescheid. Der hagere Leinwandhändler hatte eine seltsame Reise hinter sich. Unter ungewöhnlichen Umständen war er bei heiterstem Wetter, das Schneestürme abgelöst hatten, von Mailand und Chiavenna her über den Septimer nach Chur gelangt. „Kein Mensch kann sich vorstellen," erzählte der Händler, „wie schön und zugleich beschwerlich die Reise über den Pass verlief. Der frühe Frühling — so früh, wie man ihn noch kaum erlebt hat — lockte mich, die Reise zu wagen. Obwohl die Strassen im Bergell sozusagen schneefrei waren, musste ich mich in einer Sänfte über den Pass führen lassen. Die Tiere sanken dabei bis zum Bauch in den Schnee ein, und mehrmals glaubte ich, mein Ziel nicht mehr zu erreichen."

„Wenn man gute Geschäfte gemacht hat, lässt sich manches ertragen," meinte lächelnd das Männchen. „Einverstanden," entgegnete der Händler. „Aber nur w e n n . . . . Das wird sich erst noch zeigen. Die Herrschaften

in der Lombardei drüben werden auch immer anspruchsvoller."

Kaum hatte er den Satz beendet, begann der Postillon ein munteres Lied zu blasen, dem alle andächtig lauschten. Am meisten freute sich der Beleibte, der neben dem Postillon auf dem Bocke sass. Obwohl auch für ihn im Wagen noch Platz gewesen wäre, hatte er darauf bestanden, den Platz neben dem Wagenführer einzunehmen. Dafür hatte allerdings der Posthalter strikte jede Verantwortung abgelehnt.

Noch während der Postillon die letzte Strophe des schönen Liedes zu Ende blies, begann das dürre Männchen auf einmal zu niesen. Seine Nasenspitze sah auch bedenklich rot aus. Offenbar hatte es dem Gekitzel, das sich dort einstellte, nicht widerstehen können. Eben als es das siebtemal sein „Hatschi!" zum besten gab, rief die Frau des Kaufmannes: „Ums Himmelswillen, was ist denn los? Es tropft ja wie Blut vom Gepäckhalter herunter!" Jetzt wurde auch der Leinwandhändler aufmerksam. „Entschuldigen Sie bitte, meine Herrschaften," stammelte er, „der Posthalter hat offenbar den teuren Likör, den ich von Mailand herüberbrachte, da oben plaziert!" Er sprang auf, bat das Männchen, auf die Seite zu rücken, und schwang sich behende auf die Sitzbank. Und richtig, es stellte sich heraus, dass die Flasche zwar keinen Schaden gelitten, dass aber der Zapfen sich gelockert hatte vom Schütteln und Rütteln der Kutsche.

Nachdem bei allgemeiner Heiterkeit der kleine Zwischenfall behoben war, begann das Gefährt in eine Häusergasse einzubiegen.

DER NEUE LANDVOGT

Man befand sich in Sargans. Mit Vergnügen verliessen die Reisenden die Postkutsche, um sich die steifen Glieder ein wenig zu vertreten. Zugleich aber wurden sie Zeugen eines unerwarteten Schauspiels.

Wie vor drei Jahren der letzte, trat an diesem ersten Mai der neugewählte Landvogt von Werdenberg sein Amt an. In Begleitung der beiden Gesandten des Standes Glarus begab er sich eben zur Werdenberger Herrenkutsche. Er war mit schwarzen Seidenstrümpfen, Kniehosen, Mantel und Dreispitz angetan und trug den Degen an der Seite. Aus seinem leicht gepuderten Gesicht blickten ein Paar strenge Augen. Man konnte es am Ausdruck seines Gesichtes und am würdevollen Gang ablesen, dass er seinerzeit bei der Versteigerung der Amtsstelle in Glarus einen Pachtzins von mehreren Tausend Gulden geboten hatte.

Eine ehrerbietige Menge umstand die Herrenkutsche. Schweigend und erwartungsvoll harrte sie des ankommenden Vogtes. Noch klang den Leuten in den Ohren, wie ein Herold mit gellender Stimme verkündet hatte, dass bis zehn Uhr alle im Wege liegenden Misthaufen, Scheitstöcke und Holzhaufen beiseite geschafft sein müssten, damit dem gnädigen Herrn kein Anstand passieren könne. „Er scheint kein 'Gelinder', eher ein 'Schinder' zu sein," hörte man raunen.

Ohne eine Miene seines strengen Gesichtes zum Lächeln aufzuheitern, schritt der Landvogt zwischen ergeben geneigten Rücken zur bereitstehenden Kutsche und nahm darin Platz. Während die beiden Gesandten die Pferde vor dem Kutschengespann bestiegen, schloss ein uniformierter Diener den Wagenschlag. Ganz vorn standen der Landespfeifer und der Landestambour, beide in scharlachroter Uniform und wallendem Federbusch.

Inzwischen war es auch für die Postkutsche Zeit geworden, ihre Fahrt fortzusetzen. Beim Wegfahren gewahrten die Reisenden eben noch, wie des Landvogts Herrenkutsche samt dem Begleitzug in nördlicher Richtung verschwand. Da begann das Männchen unvermittelt zu sprechen: „Habt ihr gesehen, wie das Volk katzbuckelte vor dem Tyrannen? Auch der wird seine Knechte in die Dörfer senden, damit sie mit den Leuten in den Wirtschaften Händel anfangen. Mit unverschämten Bussen wird er dann das wieder eintreiben, was er für sein teures Amt bezahlt hat. Die Untertanen solcher Herren können einen nur bedauern!" — „Sie haben recht," entgegnete der Kaufmann aus Basel, „ich wohne zwar in der Stadt, bin aber nicht dafür, dass die Leute auf dem Lande so gar keine Rechte besitzen. Warum sollen nicht auch sie menschenwürdig leben dürfen? Ein Handwerk betreiben wie der Städter, ihre Erzeugnisse in der Stadt verkaufen, eine höhere Schule besuchen, ein einträgliches Amt bekleiden — zum Kuckuck! — weshalb soll das nur der Städter tun dürfen?" — „Bravo!" stimmte das dürre Männchen ein, „Sie haben mir aus dem Herzen gesprochen! Haben Sie Rousseau*) gelesen? — Ja? Dann sind wir einig. Warten wir noch zehn oder vielleicht zwanzig Jahre ab! Dann wird sich

*) Genfer Philosoph, einer der Wegbereiter der Frz. Revolution.

das gründlich ändern!" — „Aber bedenken Sie doch, meine Herren," mischte sich jetzt der Leinwandhändler ins Gespräch. „Die Regenten sind doch durch Gottes Gnade zur Herrschaft bestimmt! Was wollte denn ein gewöhnlicher Mann vom Land . . ." Er konnte nicht mehr weiter sprechen, denn in diesem Augenblick ereignete sich —

EIN ZWISCHENFALL

Bis anhin war die Postkutschenfahrt zwar nicht gerade glänzend, aber doch annehmbar verlaufen. Der Postillon hatte auch bei der Ausfahrt aus Sargans ein Lied geblasen, das man aber der Diskussion wegen kaum vernommen hatte. Die Strasse war holprig genug gewesen und durchaus nicht ohne Löcher. Zeitweise war man arg gerüttelt und geschüttelt worden, was man aber dem prächtigen Maiwetter zuliebe verschmerzt hatte. Doch in diesem Augenblick trat auch die Kaufmannsfrau aus ihrer Stummheit heraus, da sie plötzlich einen Angstschrei ausstiess. Das Gefährt begann sich unvermittelt auf die rechte Seite zu neigen, die Pakete fielen aus dem Gepäckhalter auf die Reisenden hinunter, eine Likörflasche scherbelte — Der Wagen stand bockstill. „Radbruch!" stellte das dürre Männchen trocken fest. Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, hörte man den Postillon fluchend vom Bocke in die nahe Wiese springen, die Wageninsassen rutschten aufeinander, drückten die Türe auf, und schon wurde der Knebelbart unsanft aufs Strassenbord geschleudert. Mit Mühe konnten die andern Passagiere sich an den Sitzbänken festhalten. Schliesslich wurden sie vom herbeieilenden Postillon aus ihrer bedrohlichen Lage befreit. Es war indessen ein Glück, dass die schweren Pakete schon früher vom Dach gefallen waren. Die Briefpost fand man unversehrt auf dem Boden der Kutsche.

Wie sich gleich herausstellte, war das rechte Vorderrad in ein mehr als schuhtiefes Loch geraten. „Ich muss die Herrschaften sehr um Entschuldigung bitten," sagte der Postillon. „Es wird ein paar Stunden dauern, bis wir einen Wagner gefunden haben und der Schaden behoben ist. Vielleicht belieben die Herrschaften, inzwischen das Mittagessen einzunehmen. Gottlob liegt ein Gasthaus zweihundert Schritte weiter vorn."

IM GASTHAUS

Nach glücklich überstandenem Schrecken war man froh, den Hunger, der sich nun verdoppelt meldete, stillen zu können. Die Glocke vom Kirchturm verkündete eben Mittag, als die hübsche Wirtin im „Schäfli" den dampfenden Haferbrei auf den Tisch brachte. Mit einem Schlage löste sich die Spannung und jeder hub an zu erzählen, wie er den schlimmen Vorfall überstanden hatte. Freilich spürten sie nun auch, dass ihnen alle Glieder weh taten von den harten Sitzbänken und der holprigen Strasse. „Innert vier Jahren habe ich nun schon zweimal einen Radbruch erlebt," gestand der Basler Kaufmann. „Wenn man schon von Chur nach Basel über zwanzig Gulden bezahlt (heutiger Wert: ca. 200 Fr.), dürften die Herren Fischer in Bern dafür besorgt sein, dass sich dergleichen nicht ereignet."

„Da bin ich vollkommen Eurer Meinung," pflichtete ihm ein Mann bei, der vor kurzem die Gaststube betreten und sich ein Glas Apfelsaft bestellt hatte. „Wenn die Kutschenräder nichts taugen, machen Sie's gescheiter wie ich — reisen Sie zu Pferd!" Die ganze Tischgesellschaft schaute von den Tellern auf. Jetzt erinnerten sich einzelne, dass man vor einiger Zeit Pferdegetrappel vor dem Wirtshaus vernommen hatte. Hinter dem Ankömmling hing ein Hut mit Federbusch und ein Posthorn an der Wand. Der Fremde selbst trug Wams, Beinlinge und Stiefel mit Sporen.

Während es sich ein Stück Siedfleisch und eine Kartoffel zu Gemüte führte, meinte das Männchen: „Mit Verlaub, gewiss seid Ihr der neue Postreiter von Zürich." — „Erraten, guter Mann," entgegnete der Fremde. „Mit eiliger Geheimpost unterwegs!" Und schon trank er sein Glas leer, erhob sich, griff nach Hut und Posthorn und stürmte mit einem „Gute Kutschenreise!" aus der Stube, nachdem er für die Zeche ein paar Geldstücke auf den Tisch geworfen hatte.

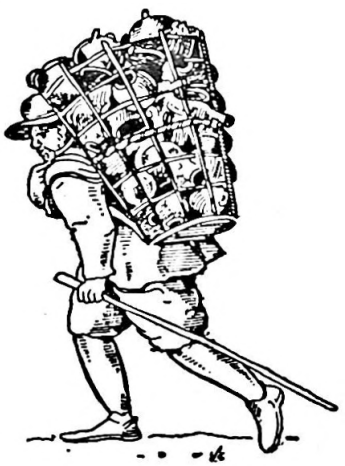
Inzwischen trat der Postillon in die Gaststube. „Gottlob habe ich einen Retter gefunden," schnaufte er. „Der Dorfwagner ist fleissig daran, das Rad fachgerecht zu flicken. Hoffentlich ist der Schmied daheim, denn ohne Reifen dürfte es kaum gehen! Scheint's," wandte er sich an die Wirtin, „wird dem Schmied Müller das schöne Wetter manchmal zum Verhängnis, da er dann gerne ein Glas über den Durst trinkt." — „Ich sage nichts," erwiderte die Wirtin. „Vielleicht aber habt Ihr recht." Und sie blinzelte ihm mit einem Auge zu.

Nachdem auch der Postillon sich ein einfaches Mahl bestellt hatte, betrat ein Topfkrämer die Stube. Das schöne Maiwetter schien Leute jeder Gattung auf die Strasse zu locken. Der Ankömmling stellte eine schwere, aus starken Stäben geflochtene Kränze, bis oben mit Töpferwaren gefüllt, behutsam auf den Boden. Den Wanderstock lehnte er an die Wand. Er schien seinem ganzen Gehaben nach ein Spassvogel zu sein, denn hinten an der Kränze stand auf einem angehängten Täfelchen mit ungelenken Buchstaben geschrieben:

„Ein doppe Krämer nant man mich
Ich sehn gern, das ma vil zerbrich".

Das dürre Männchen war gleich aufgestanden und buchstabierte zweimal den Spruch laut vor allen Anwesenden. „Aber mit der zweiten Zeile Eures Spruches wäre Eure Kränze nicht zufrieden," kicherte es. „Die Kränze schon, weil sie's leichter hätte. Dafür ich nicht," lachte der Hausierer. „Doch ich weiss Euch einen Rat. Damit auch ich's leichter habe, kauft jedes drei Stück als Reiseandenken." — „Da habt Ihr Pech, lieber Mann," meinte der Leinwandhändler, „wenn schon meine Likörflasche das Reisen in der Kutsche nicht vertrug, wie sollten dann Eure Krüge und Töpfe die Fahrt überstehen?" Die Mitreisenden nickten lebhaft. Um dem Krämer die Sache verständlich zu machen, schilderte die Frau des Basler Kaufmanns den durchlittenen Schrecken. „Seid ihr Pechvögel gewesen, so war dafür

die Wirtin ein Glücksvogel, denn der Radbruch hat ihr Gäste ins Haus gebracht. Darum, Frau Gerber, werdet Ihr wenigstens an mir armem Hausierer ein gutes Werk vollbringen und die Krüge und Töpfe ersetzen, die Euch oder Eurem Mägdlein aus der Hand geglitten sind!" — „Also denn," ging die Wirtin lachend auf sein Angebot ein, „so zeigt einmal Eure Ware!" Sogleich begann der Topfkrämer seine Schätze auf einen Tisch zu stellen. Dabei kamen recht hübsche Dinge zum Vorschein, die auch die Aufmerksamkeit der Reisenden weckten. Es gab da nicht bloss Milch- und Mostkrüge jeder Art, Tassen und Nippsachen, sondern auch irdene Tischgläser und vor allem Vasen, in die farbige Reiter und Kutschen eingebrannt waren. „Am Ende müssen wir unsern Abschlag rückgängig machen," meinte schmunzelnd der Leinwandhändler, „und trotz Gefahr ein paar der hübschen Dinger der Kutsche anvertrauen."



Eine Viertelstunde später konnte der Hausierer feststellen, dass sein Rükkenkorb um mehrere Stücke leichter, sein Geldbeutel aber um etliches schwerer geworden war. „Ich hab's ja immer gesagt," fügte er bei, „an schönen Maitagen schickt der Herrgott arme Leute nicht vergeblich auf die Wanderschaft."

Solcherart verging den Reisenden die Zeit im Fluge. Der Leinwandhändler allerdings, den beim Sturze wohl die Knie etwas geschmerzt, der aber hernach kaum mehr etwas gespürt hatte, begann auf einmal zu humpeln. Dies veranlasste ihn, doch einmal den Zustand seiner Knie zu überprüfen. Der Topfhändler, von dem die Wirtin versicherte, er verstünde von der Heilkunde mehr als ein Doktor, nahm sich sofort seiner an. Es ergab sich, dass die Knie wohl ein paar kräftige Schürfungen davongetragen, dass aber sonst nichts zu befürchten blieb.

DER AUFBRUCH

Eben als die Reisenden ihre Zeche bezahlten, hörte man den Postwagen vorfahren. Gleich fragte der Postillon den eintretenden Pferdeknecht, ob man auch die übrigen Räder und Wagenteile kontrolliert habe. „Jawohl," bestätigte dieser. „Gut, dann brechen wir sofort auf!"

Beim Betrachten des ausgebesserten Rades meinte das Männchen mit spöttischem Lächeln zum Knebelbart: „Ihr entsinnt Euch Eures Satzes: 'Was wollte denn ein gewöhnlicher Mann vom Land . . ' Der hat's aber nicht bloss gewollt, sondern auch gekonnt!" — Nachdem der Postillon der Kaufmannsfrau versichert hatte, man werde morgen abend bestimmt in Basel sein, schwang der Pferdeknecht die Peitsche und die Kutsche fuhr von dannen. Wirtin und Topfhändler winkten ihr noch lange nach.

Arbeitsaufgaben:

1. Am 10. Mai 1963 wurden vier Marken mit postgeschichtlichen Motiven herausgegeben: Fünfermarke (Standesläufer von Freiburg aus dem 17. Jahrh.); Zehnermarke (Bote oder Läufer des Landes Schwyz aus dem 15. Jahrh.); Fünfzehnermarke (Säumer des 17. Jahrh.); Zwanzigermarke (Postreiter des beginnenden 19. Jahrh.). Sammle und beschreibe sie!
2. Aus der vorliegenden Erzählung kannst du entnehmen, wozu und wem die Post im 18. Jahrhundert diente.
3. Ziehe Vergleiche zwischen einstmaligen und heutigen Beförderungsmitteln!
4. Kannst du aus deiner eigenen Heimat oder benachbarten Orten über frühere Postverhältnisse etwas erfahren? Erzähle!
5. Wie ist man wohl n o c h früher gereist? (Zu Pferd, zu Fuss . .) Suche entsprechende Bilder!
6. Post kommt vom lat. posita = Standort; im Römerreich der Ort, wo Boten und Pferde abgelöst wurden. Suche Zusammensetzungen mit diesem Worte und erkläre deren Bedeutung: Post-läufer, -anweisung; Eil-post, Flug-, usw.!
7. Das Lexikon gibt dir Auskunft über frühere Postkurse: St.Galler Ordinari, Fischersche Post in Bern usw. Sage auch, welche Strecken sie befuhren und in welchem Jahrhundert!
8. PTT. Erläutere diese Abkürzung und nenne alle Arbeitsbereiche, die sie umfasst!
9. Schreibe nach dem Amtlichen Kursbuch Haltestellen und -zeiten heimatlicher Postkurse auf! Trage sie ins Geographieheft ein!
10. Verfolge den Weg eines Briefes oder einer Briefmarke von der Entstehung bis zum Empfänger! Forsche nach Marken, die dem Thema „Post" dienten oder dienen!